



EDITORIAL

Liebe Leserinnen, liebe Leser,

Weihnachten ist unentrinnbar, hurra! Trotz Klimakatastrophe, Pandemie und Inflation. Egal, was man davon hält, ob man's feiert oder ignoriert – man kommt nicht drum herum. Manchmal schneit es sogar zur Feier der drei Abende. Und irgendjemand hat immer noch einen Schokoladennikolaus oder ein paar Marzipankartoffeln in petto, die er oder sie Ihnen überreichen will. Wir haben etwas Besseres für Sie vorbereitet: echte Bücher. Ja, die gibt's noch, trotz aller Bildschirme! Man kann nicht darauf wischen und sie auch nicht ein- oder ausschalten. Höchstens die eigene Fantasie. Früher sollte die mal an die Macht kommen, wurde in der Zeit um 1968 gefordert. Das hat nicht nur die FDP verhindert. Da gab und gibt es noch ganz andere Probleme.

Und zum Glück auch die Bücher. Für Wissen und Fortschritt und Zerstreuung. Man kann sie sogar lesen, wenn man möchte. Und fast noch besser: Man kann sie verschenken, wenn einem danach ist. Probieren Sie es mal! Und dann liest die ganze Familie vor dem Festtagsmenü erst mal eine Runde – oder auch erst danach, man kommt sonst so selten dazu.

Wir wünschen Ihnen nur das Beste aus den Buchstabenwelten und ein sehr schönes Fest!

Ihr nd-Feuilleton

PS. Zwei Seiten Spezialitäten haben wir in diese Beilage auch noch eingepackt. Da gibt es mal keine Bücher, sondern Dominsteine und Fischsuppe.

AUS DEM INHALT

Weltberühmt in der DDR	2
2008 sprach Paul Werner Wagner mit der Schauspielerin Cox Habbema	
Falladas letzte Liebe	3
Michael Töteberg hat die letzten Jahre von Hans Fallada erforscht	
Die letzten Männer des Westens	4
Tobias Ginsburg über rechte Männer und Krieger des Patriarchats	
Treue und Verrat	5
»Der Kopflohn«: Der erste Exilroman von Anna Seghers von 1933	
Die besten Weltuntergänge	9
Was wird aus uns? Fragen sich Andrea Paluch und Annabelle von Sperber	
Im grünen Unterseeboot	11
Paul McCartney macht Kinderbücher und Kathryn Durst illustriert sie	
Vernunft und Glauben	13
Johannes Eichenthal lädt zu gelehrigen literarischen Wanderungen	
Community am Pazifik	15
Martin Mittelmeier erklärt, wie die »Dialektik der Aufklärung« zum Jahrhundertbuch wurde	
Über Anarchismus	17
Wie und warum sich Noam Chomsky als Anarchist outete	
Die Kunst des Möglichen	18
Maak Flatten würdigt Willy Brandt als Außenminister und Vorbild für heute	

FOTO: PHOTOCASE/JENI

Sinnvoll schenken

Tun Sie etwas für Ihr Karma:
Schenken Sie mit Sinn und Verstand!



FOTOS: G. SCHMID, B. LANGE/ND

Paul Werner Wagner, 1948 geboren, ist Literaturwissenschaftler und Kulturmanager. 1967 bei einem Fluchtversuch aus der DDR festgenommen und zu 18 Monaten Haft wegen Landesverrats verurteilt, konnte er nach sieben Jahren Bewährung in der Produktion Kultur- und Literaturwissenschaften an der Humboldt-Universität Berlin studieren. Er war bis 2020 Vorsitzender der Friedrich-Wolf-Gesellschaft, Gründer und von 2001 bis 2019 Vorsitzender der Emanuel-Lasker-Gesellschaft und von 2002 bis 2010 Vorsitzender des Künstlerklubs »Die Möwe«.

Hans-Dieter Schütt, 1948 geboren, ist Journalist. Nach dem Studium der Theaterwissenschaften in Leipzig war er von 1973 bis 1989 Redakteur bzw. Chefredakteur der Tageszeitung »Junge Welt« und von 1992 bis 2012 Feuilletonredakteur der Tageszeitung »neues deutschland«. Als Autor, Interviewer und Herausgeber verfasste Schütt zahlreiche Biografien und Gesprächsbücher (u. a. über Regine Hildebrandt, Friedrich Schorlemmer, Andreas Dresen, Frank Castorf, Reinhold Messner, Dieter Mann, Inge Keller, Claus Peymann und Gerhard Gundermann).

Probeaufnahmen mit einem König

Dieses Gespräch mit der 2016 verstorbenen Theaterregisseurin und Schauspielerin Cox Habbema führte Paul Werner Wagner im April 2008

PAUL WERNER WAGNER: Cox Habbema, Ihr Name ist vor allem verbunden mit einer großen Zeit am Deutschen Theater. Sie leben in Amsterdam, aber wie man so sprichwörtlich sagt: Sie haben noch einen Koffer in Berlin. In der Bundesrepublik war es ja üblich, dass Holländer, dass Niederländer in Deutschland Karriere machten, ich denke an meine frühen Fernseherlebnisse mit Lou van Burg, dann kam Rudi Carrell, zwischendurch Heintje.

COX HABBEMA: Solche Vergleiche muss man sich gefallen lassen. Aber wir sind ja unter uns. (*Lachen.*) In einer Vorstellung der Dreigroschenoper brach mir ein Absatz vom Schuh weg, ich lief schimpfend nach vorn, und es muss ähnlich wie Rudi Carrell geklungen haben.

Die Leute applaudierten, und mir ging auf, dass sie eindeutig ihn assoziiert hatten, als sie das Holländische hörten.

Auf den Punkt gebracht: Wie kamen Sie nach Ost-Berlin? Was hat Sie dahin verschlagen?

Zufällig war ich jetzt gerade in Paris und habe einen Vortrag über Benno Besson gehalten. Er ist damals ein wesentlicher Grund meines Orts- und Weltenwechsels gewesen. In Holland gab es keine Regieausbildung, auf der Schauspielschule bekam ich ständig zu hören, ich sei zu intelligent für die Schauspielerei, aber zu hübsch für Regie. (*Lachen.*) Also habe ich sicherheitshalber beides gelernt. Auf Kosten der Regierung durfte ich eine Art Auslandspraktikum absolvieren. Unsere Klasse fuhr nach Berlin. Wir sahen am Berliner Ensemble den weltberühmten »Arturo Ui« mit Ekkehard Schall. Es war großes Theater, aber die Aufführung war schon achtzehn Jahre alt, also: groß, aber nicht mehr ganz so frisch. Auch ins Deutsche Theater ging ich und sah »Der Drache«, in der Regie von Benno Besson, mit Eberhard Esche in der Hauptrolle als Lanzelot. Der Esche konnte auf eine wunderbare Weise mit dem Publikum spielen. Er wusste, dass er es einfangen konnte – das genoss er. Dass er ankam, ließ er sich gern gefallen, aber zugleich stellte er das Publikum auf liebevolle Weise bloß. Blicke genügten, ein leichtes Grinsen, er ironisierte hochintelligent, und ich dachte mir: Das ist viel besser als jene Verfremdung, über die man in Verbindung mit Brecht so oft sprach und wie ich sie am BE gesehen und gar nicht so richtig begriffen hatte. Verfremdung ist Spiel mit dem Publikum, und Besson war ja ein Brecht-Schüler – und also rief ich Herrn Besson von Amsterdam aus an. Ein Telefonat in die DDR! Ich glaube, nachts gegen zwölf erwischte ich ihn, wer weiß, in welchem Bett ... (*Lachen.*) Na ja, jedenfalls überrumpelte ich ihn. Er fragte, ob ich französisch sprechen könne, wenn ja, er beginne gerade mit Proben zu einem Moliere, ich solle anderntags früh im Theater sein. Aha, nachts um zwölf in die DDR anrufen und am nächsten Morgen dort sein! So schnell wie möglich fuhr ich hin, Besson begrüßte mich mit den Worten: »Können Sie mir eine Tasse Kaffee besorgen?« Da wusste ich, dass ich als Assistentin akzeptiert war. Auch als eine Art Praktikantin für Regie und Schauspiel. Das bin ich eine lange Zeit geblieben. Eines Tages wurde ich auf der Straße angesprochen, von einem wuscheligen kleinen Knaben, der sagte, er sei Filmregisseur, ob ich bei ihm die Hauptrolle spielen möchte. Ich habe ihn angeblickt und nur gesagt, dieser Trick sei mir schon lange nicht mehr begegnet. (*Lachen.*)

Das war Rainer Simon.

Ja. Und so kam ich zur Defa.

Und zur Frage: »Wie heiratet man einen König?« Ich betrat das Studio, da stand Esche, und ich hörte, er habe die Hauptrolle in diesem Film und sei nicht verpflichtet, mit mir Probeaufnahmen zu machen. Ich sah bei ihm die blanke Arroganz. Als die Aufnahmen begannen, machte mich der Trubel am Set so nervös, dass ich den Faden verlor – und was höre ich? Eine schneidende Stimme, wie sie wohl nur im Deutschen möglich ist. Es war die Stimme von Esche: »Können Sie nicht endlich mal ruhig sein, Frau Habbema möchte probieren!« Seine totale Sinneswandlung. Ich bekam die Rolle. Ich habe den Film gestern noch mal gesehen. Da springt von Anfang an die Verliebtheit durchs Fensterchen. (*Lachen.*)

Das mussten Sie nicht spielen.

Nee, das hatten wir sofort drauf. (*Lachen.*)

Der Film hat noch heute sein Publikum.

Prähistorie. Ach, und jung war man.

Sie haben, damals am Deutschen Theater, bald auch gespielt.

Wolfgang Heinz war Intendant. Ein sehr beeindruckender, alter, österreichischer Prinzipal. Wir mochten uns auf Anhieb. Ich bin so direkt auf ihn zugegangen, dass er total verblüfft war. Dann sagte er: »Meinen Sie nicht, meine Liebe, dass es vielleicht besser wäre, zuerst ein bisschen deutsch sprechen zu lernen?« Ich antwortete dem Wiener: »Na, wenn ich Sie höre.« (*Lachen.*) Das war frech. Ungehörig. Aber ich bekam mein Vorsprechen, und ich gehörte bald zum Ensemble. Wie gesagt: erst als Regieassistentin, dann auf der Bühne. Es gibt den Witz, dass ein Schauspieler während der Vorstellung zur Souffleuse schleicht. Er weiß nicht weiter, die Souffleuse flüstert ihm die Textstelle zu, aber der Schauspieler zischt: »Keine Details – welches Stück?« Bei mir sagten sie immer: »Keine Details – welches Land, welche Sprache?« Aber mit der Zeit wurde es natürlich besser.

Durch den Märchenfilm von Rainer Simon wurden Sie DDR-weit bekannt?

Ich wurde weltberühmt in der DDR. (*Lachen.*) Ja.

Das Leben, sagt und weiß man, ist konkret. Kunst hin und her: Sie hatten hier ein Engagement und wurden mit DDR-Währung bezahlt. Wie war das denn mit der Versicherung, zum Beispiel?

Ich war nicht versichert. Als ich eine Grippe bekam und sogar ins Krankenhaus musste, fragte mich die Krankenschwester: »Sind Sie versichert?« Nein, sagte ich, versichert sei ich nicht, nur krank. (*Lachen.*) Daraufhin konnte ich eine Versicherung über zehn Ostmark abschließen, und egal, wie lange ich krank war – die Summe wurde nicht erhöht. Das erzählt doch was über ein Land.

Eberhard Esche und Sie waren verheiratet. Wie funktioniert das, wenn man gemeinsam künstlerisch tätig ist? In »Senecas Tod« von Peter Hacks waren Sie sogar Esches Regisseurin.

Das Schöne an Senecas Tod war, dass Esche als Seneca in der Badewanne saß, er also gewissermaßen eingesperrt war, und das mitunter stundenlang, bei den Proben. Trotzdem mischte er sich immer ein. Es war ein schreckliches Arbeiten mit diesem Menschen. (*Lachen.*) Verabredet war: Auf den Proben dürfen die Schauspieler schimpfen, aber wenn wir nach Hause gehen, darf dann ich schimpfen, vor allem mit ihm natürlich. Wir waren über fünfundzwanzig Jahre verheiratet, haben uns nicht mehr gekracht als andere Menschen, wahrscheinlich sogar viel weniger. Wir haben uns sehr geliebt. Wenn du dann so zurückschau aufs Leben und siehst mal wieder so einen Film »Wie heiratet man einen König?«, begegnest also deiner Jugend, mein Gott, da wird dir schon ein wenig wehmütig ums Herz. Du siehst so einen alten Film, dann schaut du in den Spiegel und weißt einmal mehr, was Vergänglichkeit ist. Die Beweglichkeit nimmt auch ab. Dieter Mann sagte kürzlich: »Ich bin inzwischen ein Sitzriese.« Der Esche war zuletzt etwas verhärtet, verbittert, bedingt auch durch den Verlust des Landes – damit ist eben nicht jeder eins, zwei, drei fertig geworden. Esche zum Beispiel nicht. Ach, er war so ein flexibler, lustiger, hinreißender Narr. Die Kinder schrien im Kino, wenn König Esche aus dem Fenster sprang und auf einem Pferd landete. Wie das nur gehe, fragten die Kinder. Und Esche antwortete immer, das gehe überhaupt nicht.

»Ist alles Betrug.« Film ist Lüge, Kunst ist Lüge, aber eine unsterbliche – das ist die Wahrheit. Am Leben ist auch vieles Betrug. Aber schön.

Erinnern Sie sich noch an »Eolomea«?

Spielt in den Sternen. Ein utopischer Defa-Film! Ein schönes Beispiel für die Ökonomie des Drehens. Drei Wochen saßen wir in Bulgarien rum, um eine dramaturgisch sehr wichtige Strandszene zu erarbeiten. Leider regnete es die drei Wochen, und zwar ununterbrochen. Am Ende sind wir an die Ostseeküste gefahren und haben den gesamten Film an einem einzigen Tag zu Ende gebracht. Mit den Zähnen klappernd, es war eiskalt.

Man kann sagen, Sie hatten Glück mit Ihren Regisseuren.

Das kann man sehr laut sagen! Etwa Rainer Simon – und Lothar Warneke. »Leben mit Uwe« und »Die unverwundliche Barbara«. Der letztgenannte Film berührte zum ersten Mal das Thema Sport in der DDR. Im Laufe des Films bekommt man mit, dass diese junge Frau keine Kinder kriegen kann – sie war eine Topsportlerin. Irgendwann wählt sie, gegen die Norm, ihr eigenes Le-

ben und geht zurück in die Produktion, in Hoyerswerda. Den Frauen in der Fabrik tat ich leid. Denn ich musste nachts nach der Vorstellung am DT mit dem Auto zum Drehort kommen, wurde geschminkt, und um sechs Uhr früh begann der Dreh. Mittags um zwölf fuhr das Auto wieder zurück nach Berlin. Und das über Wochen. Die Arbeiterinnen sagten, ich sei ja wohl nicht richtig »im Koppe«. War ich auch nicht.

...

Am Deutschen Theater haben Sie – es wurde schon kurz erwähnt – »Senecas Tod« von Peter Hacks inszeniert. Neben Eberhard Esche ist mir eine Nebenrolle in Erinnerung geblieben: Rolf Ludwig als betrunkenen Maurer.

Wunderbar! Rolf war ja den geistigen Getränken nicht abgeneigt, aber den Betrunknen spielte er natürlich nur, wenn er nüchtern war. Hacks beharrte auf dem Bühnenbildner Karl von Appen, dem berühmten Mann vom BE, der noch mit Brecht zusammengearbeitet hatte. Er war schon alt inzwischen, baute seit Jahren nichts mehr fürs Theater, aber für uns ging er tatsächlich noch mal ans Werk, errichtete uns ein kleines, feines Bühnenbild, klassisch, mit Säulen und Püppchen. »Senecas Tod« hatte ziemlichen Erfolg beim Publikum. Ich wurde dann Intendantin in Holland, und irgendwann erhielt ich eine Urkunde für fünfzehn Jahre treue Dienste am Deutschen Theater. Ich fuhr nach Berlin, saß in meiner Loge, und auf der Bühne die Szenerie von »Senecas Tod«, und da standen meine alten Freunde. Es war ein heiterer Moment – und ein ganz trauriger.

Im Theater im Palast inszenierten Sie »Reineke Fuchs« – mit Eberhard Esche.

Der Kerl hat in seinen Büchern geschrieben, er habe nie einen Regisseur gehabt. Von wegen! Nun ja, keinen Regisseur, das stimmt. Aber eine Regisseurin – mich! (*Lachen.*) Ich hab die meisten seiner abendfüllenden Monologe in Szene gesetzt. Ein Solo zu inszenieren, das ist außerordentlich schwierig. Nähe und Distanz – eine schwierige Frage von Proportionen.

...

Ich nenne noch einen Namen: Bertolt Brecht.

Ein Mann, genial für die Übergänge, genial für Zeiten, in denen alles noch ein Nichts ist, wo nichts feststeht, gesellschaftlich alles schwankt und fließt und eher formlos ist als Form. Zu den schönsten Begegnungen mit Brecht gehörten für mich Theatererlebnisse mit Schauspielern am Berliner Ensemble: Ekkehard Schall und Hilmar Thate in »Coriolan« etwa. Die Kampfszene zwischen beiden. Umwerfend. So fantastisch, wie zwei spielend wegkommen von der Bedeutung und sich also nicht draufsetzen auf die Wichtigkeit.

Haben Sie selber Brecht inszeniert?

Nein, nein. Ich habe sehr viele Regisseure in Holland Brecht inszenieren sehen. Und hab gedacht, damit fang ich gar nicht erst an. Wenn ich die Schauspieler nicht habe, die diese Straffheit hinkriegen ... nee. Vielleicht kommt es noch.

Paul Werner Wagner/Hans-Dieter Schütt: Lebens Licht und Lebens Schatten. Filmkunst der DDR im Gespräch Herausgegeben von der Defa-Stiftung und der Friedrich-Ebert-Stiftung
248 Seiten, Klappenbroschur
20,00 EUR
ISBN: 978-3-96982-005-6
Erschienen im Quintus-Verlag

Lebens Licht und Lebens Schatten

Seit 2003 befragt der Kulturwissenschaftler Paul Werner Wagner namhafte Regisseure, Drehbuchautoren,



Schauspielerinnen und Schauspieler der Defa über ihr Leben und Wirken, ihre größten Erfolge, aber auch die Schattenseiten ihres Lebens vor und hinter der Kamera – immer mit Blick auf den großen Epochenbruch 1989/90, der nicht nur das Ende der staatlichen Filmgesellschaft der DDR, sondern auch große

Veränderungen in den Biografien ihrer Akteure mit sich brachte.

Aus den Zeitzeugengesprächen, die er in den Reihen »Berliner Montagsdiskurs«, »Defa-Filmküche in der Quchnia« und »Forum Kultur und Politik« in Halle (S.) führte, hat Paul Werner Wagner gemeinsam mit dem Journalisten Hans-Dieter Schütt eine Auswahl getroffen. Zu Wort kommen Christel Bodenstein, Angelica Domröse, Cox Habbema, Eva-Maria Hagen, Jutta Hoffmann, Otto Mellies, Jaecki Schwarz, Hilmar Thate, Ulrich Plenzdorf, Roland Gräf, Egon Günther, Siegfried Kühn, Kurt Maetzig, Rainer Simon und Herrmann Zschoche.

Für alles brauchte man eine Genehmigung, aber er wollte anders sein



FOTO: IMAGO IMAGES/CHRISTIAN THIEL

Früher war Pankow so etwas wie der linke Flügel des DDR-Pop-Mainstreams. Sie waren keine der »anderen Bands« aus dem Untergrund der Spät-DDR, aber sie hatten für diese viel Verständnis. »Aufruhr in den Augen«, der Titel ihres Album von 1988, trifft es ganz gut. Sie waren ein bisschen wilder, extravaganter und auch verbotener als City, Karat und die Puhdys. Dazu gehört auch die absurde Verbotsgeschichte von »Paule Panke«, der ersten Rockoper der DDR, wozu man damals »Rockspektakel« sagte. 1982 auf genommen, erst 1989 veröffentlicht. Es hätte das Debütalbum der Band werden sollen.

Eine Aufführung wurde sogar vom Fernsehen mitgeschnitten, aber nicht gesendet. Die Band wandte sich an Horst Renz, den Chef der Unterhaltungsredaktion beim Fernsehfunk der DDR. Er empfing sie persönlich in seinem Büro: »Ich habe das Band gesehen, sagte er, euer Paule Panke ist als Rockmusical ja für das Fernsehen wie gemacht. Unterhaltung, aber auch zum Nachdenken. Musik und optische Angebote, es klang lobend, ich nickte eifrig, bestätigend, bis er endlich sagte:

Das werden wir nicht senden, das nützt nur dem Klassenfeind. Nichts an seinem Lächeln hatte sich geändert, die Ablehnung war von ihm nicht persönlich gemeint, es ging immer um die große Sache.« Und eine Respektperson von Amiga sagt der Band: »Euren Paule Panke veröffentlichen wir nicht, vielleicht in zehn Jahren, falls sich dann an der Kulturpolitik der DDR etwas geändert hat.« So beschreibt es André Herzberg in seinem Buch »Keine Stars. Mein Leben mit Pankow«. Und deshalb heißt es im besten Lied dieser Band: »Er will anders sein«. Das heißt aber auch: nicht ausreisen und dableiben. Obwohl das zweitbeste Lied dieser Band den Titel »Langeweile« trägt.

Das sind die Hits aus einem untergegangenen Land, das einem erzählte, dass man für alles eine Genehmigung brauche, wie Herzberg schreibt. Er wollte eigentlich Meeresforscher werden. Die Band gibt es immer noch, seit 1981. Nächstes Jahr wird sie älter sein als die DDR. cm

André Herzberg: Keine Stars. Mein Leben mit Pankow. Aufbau, 256 S., geb., 24 €.

Leben und Schreiben im Rausch

»Falladas letzte Liebe«: Michael Töteberg gelingt ein glänzender Roman über diesen begnadeten und getriebenen Autor

KLAUS BELLIN

Jetzt sollte alles anders werden. Der Krieg war zu Ende, seit dem 1. Februar 1945 hatte er eine neue, sehr viel jüngere, lebenslustige und attraktive Ehefrau, die ungeliebten Tage als Bürgermeister in Feldberg, die er der Roten Armee zu verdanken hatte, lagen auch hinter ihm, und so zog er am 2. September einigermassen erleichtert, wengleich geschwächt vom letzten Krankenhausaufenthalt, mit Ursula Losch, seiner Ulla, in die Ruinenstadt Berlin.

Er hatte Glück. Johannes R. Becher, schon im Mai aus dem Exil zurückgekehrt, griff dem im Drogenrausch taumelnden Fallada entschlossen unter die Arme, kümmerte sich um Arbeitsmöglichkeiten und Unterkunft, war jedesmal zur Stelle, wenn das Paar wieder einmal am Abgrund stand und dringend medizinische Hilfe brauchte.

Er schickte dem gefährdeten Schützling eines Tages auch eine Gestapo-Akte, ein Dossier von ungefähr neunzig Seiten, die Geschichte einfacher Eheleute, die mit handgeschriebenen Flugschriften zum Widerstand gegen die Hitlerdiktatur aufgerufen hatten, verhaftet, zum Tode verurteilt und hingerichtet worden waren. Für Becher es der ideale Stoff für einen großen Zeitroman, genau das Richtige für einen so prächtigen Erzähler wie Fallada. Aber der lehnte ab. Er kannte das nationalsozialistische Berlin nicht, war auch nie mit dem Widerstand in Berührung gekommen und gab die Mappe zurück. Becher jedoch ließ nicht locker, schickte die Akte ein zweites Mal, und nun vertiefte sich Fallada in die Geschichte, fing, während er las, Feuer und beschloss, den Wunsch seines Gönners zu erfüllen.

Michael Töteberg, Autor, Herausgeber und glänzender Kenner der Historie und Literatur des zwanzigsten Jahrhunderts, er-

zählt in einem fesselnden Buch von den letzten Monaten des Hans Fallada, den Turbulenzen, in die er auch zuletzt immer wieder gerät, seinen verheerenden Stürzen in den Rausch und wie er sich dann doch noch auffrafft, in Rekordzeit den verlangten Roman zu schreiben.

Töteberg gelingt dabei ein atmosphärisch dichtes Bild der Berliner Nachkriegsjahre mit der Wohnungsnot, den Schwarzmärkten, den Zeitungen und Verlagen sowie den Frauen und Männern, die damals in den Trümmern für Zeichen der Zuversicht sorgten. Ein Heer von Personen taucht hier auf, alle knapp und mit erstaunlicher Sachkenntnis umrissen, von Becher und seiner Frau Lilly über Klaus Gysi, Gottfried Benn, Ernst Rowohlt, Wilhelm Pieck, den Lektor Paul Wiegler und den Aufbau-Chef Kurt Wilhelm (der sich bald in den Westen absetzte) bis zu den Ärzten der Charité.

Töteberg will die Geschichte von Fallada in einem Roman erzählen – beinahe ohne Erfindungen.

Ohne Suse Ditzen, die Frau, der Fallada es zu verdanken hatte, dass er die Jahre der Hitler-Herrschaft halbwegs überstand, die Depressionen und das enorme Schreibtempo, all seine Krisen, schien er verloren. Jetzt war Ursula Losch an seiner Seite, sein ganzer Stolz, Glück und Unglück zugleich, jung, schön, immer geschminkt und herausge-

putzt, für Behördenmitarbeiter, wenn sie mit einem Anliegen erschien oder Honorare einstreifen wollte, eine Augenweide und deshalb meist erfolgreicher als andere, freilich so drogenabhängig wie Fallada, ihm in der Beschaffung von Morphium und Schmerzmitteln indes haushoch überlegen.

Beide landeten zur Entziehung immer wieder im Krankenhaus. Kaum entlassen, schickte Fallada sie los, neue Drogen aufzutreiben: »Koste es, was es wolle.« Er kam ohne Schlafmittel nicht mehr aus, lebte von der Substanz, schrieb Geschichten für Tageszeitungen und am Roman »Der Alpdruck«, dabei geriet das geplante und vereinbarte Buch mit dem Arbeitstitel »Im Namen des Deutschen Volkes« völlig aus dem Blick. Als die »Neue Berliner Illustrierte« vertragsgemäß mit dem Vorabdruck beginnen wollte, stand noch nicht einmal der erste Satz auf dem Papier. In seiner Not schickte Fallada an Chefredakteurin Lilly Becher den Beginn des Schelmenromans »Wizzel Kien«.

Doch er konnte seiner Verpflichtung (und dem Vertrag) nicht entkommen. Er musste anfangen, saß nun lustlos am Schreibtisch und quälte sich, schaffte manchmal drei Druckseiten am Tag, beobachtet von einer oberflächlichen Frau, die keines seiner Bücher kannte, inzwischen die doppelte Menge Morphium brauchte und nicht verstand, warum er sich sein Leben auf diese Weise ruinierte.

Allmählich aber kam er in Fahrt, brachte es einmal in zwölf Arbeitstagen sogar auf 350 Seiten, ein Rekord auch für ihn, den Schnellschreiber, und war, vollkommen erschöpft, nach vier Wochen fertig. Als er den Text in die Maschine diktiert hatte, waren es 800 Seiten. Gedruckt hat er sein Werk aber schon nicht mehr gesehen. Er starb, 53 Jahre alt, am 5. Februar 1947 in einem Berliner Krankenhaus.

Noch nie sah man die letzten Monate dieses schwachen, aber begnadeten Autors so

detailliert, eindrucksvoll und berührend geschildert wie hier. Töteberg hat sich entschlossen, Falladas Geschichte in einem Roman zu erzählen. Und schafft dabei das Wunder, beinahe ohne Erfindungen auszukommen. Er versagt sich jede Ausschmückung, auch jede Dramatisierung der ohnehin dramatischen Geschehnisse und hält sich konsequent an die Resultate seiner intensiven, peniblen Recherche. Er interessiert sich für jedes Detail, jede Adresse, jede Person, die irgendwie mit dem Paar in Berührung kam.

Die wichtigste im Umfeld des Schriftstellers war natürlich Becher, in frühen Jahren Morphinst wie Fallada, gebrochen auch er und oft depressiv.

Am Ende, als der Roman fertig war, der nun »Jeder stirbt für sich allein« hieß, freute

er sich wie ein Kind. Er war aus dem Moskauer Exil mit einer Vision gekommen, dem Traum von einem Neuanfang, der alle braucht, die Vertriebenen und die im Land Gebliebenen, die Überlebenden aus den Konzentrationslagern, die stille Opposition und sogar jene, die sich verführen ließen. Dass er sich für Gerhart Hauptmann oder Fallada einsetzte, haben viele seiner Genossen nicht verstanden und hinter seinem Rücken heftig kritisiert. Keinem anderen hat Becher damals mehr geholfen als Fallada, und dass der sich zwischen all den Zusammenbrüchen noch einmal zu einer großen Leistung treiben ließ, war vor allem ihm zu danken.

Michael Töteberg: Falladas letzte Liebe. Aufbau, 335 S., geb., 20 €.

ANZEIGE



Kurt Rose Schattenspringer auf Kreuzfahrt

Vom Charme und Frust alternder Kreuzfahrer, von einer Superschriftstellerin, die zum Passagierscheck wird, von der Illusion, Fidel auf Kuba zu begegnen, vom Zoff mit sich besser dünkenden Westlern sowie von Geheimnissen auf dem Amazonas und natürlich vom Zerplatzen aller Südseeträume auf Hawaii durch die Corona-Pandemie.

novum Verlag, Hardcover, 190 Seiten
ISBN 978-3-903861-91-6
19,90 €

Jetzt bestellen: (030) 2978 – 1654, – 1777
www.nd-shop.de

Zwei Planeten krachen aufeinander

Die großen Fragen zur menschlichen Existenz: Der Roman »Zwischen Du und Ich« von Mirna Funk

HELEN ROTH

Ich will irgendwas. Irgendwas, das anders ist. Ich will ein anderes Leben. Ich bin vor einer Woche fünfunddreißig Jahre geworden und allein. Ich bin Jüdin und war noch nie in Israel. Ich habe mich in den letzten Jahren meinem Studium und der Forschung gewidmet, und dabei ist mein Leben auf der Strecke geblieben.« Nike Waldmann, die Protagonistin von Mirna Funks neuem Roman »Zwischen Du und Ich« steckt fest.

Ihr Leben in Berlin verläuft streng nach Plan. Nike bewältigt ihren Alltag als Mitarbeiterin des Deutschen Akademischen Austauschdienstes gewissenhaft und strukturiert, doch unter der Oberfläche brodelt es. Die sicheren Wände der Ordnung, die die Akademikerin fein säuberlich um sich hochgezogen hat, werden immer mehr zum Gefängnis.

Jeden Tag kommt sie am Stolperstein ihrer Urgroßmutter Dora vorbei. Was genau die Nazis ihr angetan haben, ist ungewiss, ein

dunkles Familiengeheimnis, über das der Schmerz das Schweigen gelegt hat. Instinktiv spürt Nike, dass sie daran etwas ändern muss, wenn sie zu sich selbst finden will.

So wagt sie den Neuanfang, indem sie sich auf eine Spurensuche in die Vergangenheit begibt. Ein Jahr will Nike in Tel Aviv ein Alija, ein Einbürgerungsjahr machen. Ihre langjährige Freundin Trang gibt ihr noch den Rat mit: »Mach einfach alles, was du eigentlich nicht machen willst. Vieles davon ist unnötig, einiges wird dein Leben verändern.« Gesagt, getan. Nike verliebt sich in Noam. Der Anfang 40-Jährige ist Kolumnist bei der israelischen Tageszeitung »Haaretz«. Seine Zeilen und sein Wesen faszinieren sie.

Als ersten Mann seit Jahren lässt Nike ihn in ihr Leben – wie zwei Planeten lässt Funk ihre beiden Protagonisten in der pulsierenden Stadt Tel Aviv aufeinanderkrachen. Sie verschmelzen förmlich miteinander, reiben sich aber auch aneinander auf. Denn Noam verbirgt einen großen Teil seiner Lebensgeschichte vor Nike. Sein Vater ist gestorben, als

Noam noch klein war. Seine Mutter hat daraufhin Israel verlassen und ist nach Deutschland zurückgekehrt. Noam ist deshalb bei seinem Onkel groß geworden, der sich, gelinde gesagt, mehr schlecht als recht um ihn gekümmert hat. Anschaulich und ergreifend legt Funk offen, wie die junge Liebe von Ereignissen der Vergangenheit überschattet wird. Die Wunden der beiden scheinen zu frisch, zu weit offen, als dass sie eine schnelle Heilung beieinander finden könnten.

Wie ihre Hauptprotagonistin ist Mirna Funk in Ost-Berlin geboren und lebt mittlerweile zeitweise in Tel Aviv und der deutschen Hauptstadt. Die Kenntnisse über die beiden Städte und deren Bewohner lässt sie unmittelbar in ihren Roman einfließen. Fast hat man beim Lesen das Gefühl, selbst durch die Straßen zu streifen. Damit zeichnet die Autorin ein liebevolles wie schonungsloses Porträt besonders von Tel Aviv und zeigt zugleich anschaulich, was es heißt, als Teil der dritten Generation der Holocaust-Überlebenden sein Dasein zu behaupten.

Mirna Funk ist mit »Zwischen Du und Ich« ein furchtloser wie einfühlsamer Roman über Gewalt, Liebe und die Hoffnung auf einen Neuanfang gelungen. Wie schon in ihrem ersten Roman »Winternähe«, der 2015 mit dem Uwe-Johnson-Preis ausgezeichnet wurde, nimmt die Frage, wie sich die Gegenwart mit der Vergangenheit in Einklang bringen lässt, eine zentrale Rolle im Roman ein.

Mittlerweile ist sich die Wissenschaft darüber einig, dass Traumata von Generation

zu Generation weitergegeben werden können. Aber wie geht man mit diesen Bruchstellen im Leben um? Kann es überhaupt gelingen, sich mit diesen zu versöhnen?

Dieser großen Fragen zur menschlichen Existenz hat sich Mirna Funk angenommen und damit ein Werk vorgelegt, das uns alle angeht – eine klare Leseempfehlung.

Mirna Funk: Zwischen Du und Ich. dtv, 304 S., geb., 22 €.

ANZEIGE



Der Klassiker der feministischen Literatur neu aufgelegt.

228 Seiten, 13,90 Euro
ISBN 978-3-96156-112-4
Erhältlich überall im Buchhandel und unter www.manifest-buecher.de



Gründungsurschenschaft der Allgemeinen Deutschen Burschenschaft am 30.9.2016 in Jena



FOTO: JEAN-MARC TURMES

Tobias Ginsburg, Jahrgang 1986, ist Autor und Regisseur. Er studierte Dramaturgie, Literaturwissenschaft und Philosophie. 2016 war er Fellow des Hanse-Wissenschaftskollegs, 2020 erhielt er das Grenzgänger-Stipendium der Robert-Bosch-Stiftung.

Ein Albtraum

Der dicke Junge hasst Frauen

Vielleicht ist dick nicht das richtige Wort, er ist eher pummelig. Ein weiches Kind, noch keine zwanzig Jahre alt. Aufgeregt hält er sich am schweren Bierkrug fest, schaut mit unsicherem Blick durchs Brillenglas, dann verkündet er, dass er Frauen hasst. Anfangs glaube ich noch, der dicke Junge sei nur betrunken oder frustriert vom Dicke-Jungen-Dasein oder agitiert von dem ganzen langen Abend aus Geschrei und Grausamkeit. Aber je länger er spricht, desto klarer wird, dass er es auch wirklich so meint. Er hat sich Gedanken über das Thema gemacht, hat dazu Texte gelesen und Statistiken studiert, seinen Hass unterfüttert. Der dicke Junge hasst Frauen aus Überzeugung. Und der Kerl neben ihm, ein breiter Bursche mit vernarbtem Gesicht und akkurater Frisur, lacht lang und laut und schlägt dem Jungen mit der flachen Hand so fest auf den weichen Rücken, dass er fast vornüberfällt: «So sieht's aus, Kamerad», dröhnt der Vernarbte, «du hast es begriffen!»

Die Tirade des Jungen war bei weitem nicht das Schlimmste, was ich an diesem Abend zu hören und zu sehen bekam. Aber das Bedrückendste. Es gab mir den Rest. Ich war in eine albraumhafte Welt aus Hass und Alkohol geraten, und beides war ich in diesen rauen Mengen nicht gewohnt. Und vor allem hatte ich vorher nie diese Qualität von Hass erlebt. Sicher, man muss nicht in eine rechtsextreme Studentenverbindung gehen, um Rassismus und Frauenverachtung, Judenhass und Homophobie zu erfahren. Das findet man zur Genüge auch anderswo, das grassiert in der ganzen Gesellschaft. Aber dieser Hass hier war mir neu: eiskalt, rationalisiert und studiert. Ein Hass, der die Frauenverachtung des dicken Jungen absorbiert und befeuert konnte. Ein Hass, den ich immer noch in meinen Knochen spüre. Auch nach zehn Jahren noch.

Es war das erste Mal, dass ich mich bei Menschen einschlich, von denen man sich tunlichst fernhalten sollte. Mein erster Besuch bei wirklichen Faschisten, und schon begegneten mir ein entfesselter Männlichkeitswahn und Antifeminismus und Frauenfeindlichkeit. Kein Wunder, denn diese Dinge gehören zusammen. Sie sind integrale Bestandteile rechtsextremer Ideologie, unauf lösbar miteinander verknüpft. Aber das begriff ich erst sehr viel später. Und leider gibt es noch immer sehr viele Menschen, die es nicht begreifen.

«Silentium!»

Das Kommando wird in den lärmenden Saal geschleudert, ein Säbel schmettert krachend auf den Tisch. Auf den Schlag verstummen die vierzig oder fünfzig Männer (in meiner Erinnerung sind es mehr), und diese vielen hundert Mann stellen ihre tausend Bierkrüge ab und erheben sich. Sie haben Studentenmützen auf dem Kopf und Narben im Gesicht, tragen dunkle Anzüge und Couleur, die Bänder in Verbindungsfarben quer über die Brust: Weiß-Lindgrün-Rosenrot. Sie stehen stramm und schauen bedeutsam. Es ist der Oktober 2009, und in ihrer Prunkvilla im Münchner Nobelviertel Bogenhausen feiert die Burschenschaft Danubia ihre Semesterantrittskneipe. Es ist eine ernste Angelegenheit, ein altes Ritual von Gehorsam, Gebrüll und Alkoholismus.

Der «Chargierte», ein weichgesichtiger Lehramtsstudent mit Segelohren, leitet mit Befehlston und Säbelhieben durch den ersten, den offiziellen Teil des Abends. Wie albern waren er und die beiden anderen Vorsitzenden mir eben noch vorge-

kommen, verkleidet in ihren Vollwicks, dieser nostalgiedurchtränkten Aufmachung: goldverzierte Uniformröcke und Stulpenstiefel und buschige Federn, die halberigiert von den Mützen ragten. Die Narben in ihren Gesichtern, die Spuren des gemeinsamen Fechtens und Blutens hätte man auch für schlecht verheilte Akne halten können. Aber jetzt stehen sie vor den zigtausend Männern, ihre bescheuerten Schwerter in den Fäusten, und die Männer gehorchen ihnen. Der Chargierte lässt seine Brüder und Gäste aufstehen und hinsetzen, sprechen und schweigen, prostern und saufen, singen und grölen. «Müller an die Bierregell!», befiehlt er, und Bursche Müller hetzt zum Klavier, haut in die Tasten, nicht gut, dafür laut, und das alte Liedgut ertönt. Verse von blutiger Treue und geschlagenen Schlachten und von Deutschland, von Deutschland über allem. Halb wird gesungen, halb gebrüllt, die Fäuste trommeln auf die Tische, dass die Bierkrüge tanzen. Dann eine Ansprache, pathetische Parolen über Kameraden, Ehre und Volk. Darauf ein Prosit und auf das Bier einen Schnaps, dann wieder von vorne. Und auch in den Pausen, im Colloquium, wenn das freie Gespräch gestattet ist, trinken sie noch gierig weiter.

Im Grunde war ich bloß zufällig, während der Recherche zu einem Theaterstück, auf diese Burschen gestoßen – auf sie und auf ein ganzes Netzwerk rechtsextremer Burschenschaften, Organisationen und Strukturen. Auf Menschen, die mir und meinen Freund*innen das Existenzrecht absprechen. Unheimlich das alles, aber mich packte die Neugierde. Ich rief einfach mal an, auf gut Glück. Dass man mich einladen würde, damit hatte ich nicht wirklich gerechnet ... Hat man aber. Ich bin nun mal ein Mann und ich bin weiß – und das reicht. Ich kann auch Orte betreten, an die man keinen Fuß setzen sollte. Für mich gibt es kaum No-go-Areas, und als deutscher Jude bin ich es sowieso gewohnt, mich zu assimilieren. Mit anderen Worten: Ich kann das, was mir Angst macht, aus nächster Nähe betrachten.

«Wo kommt denn der interessante Nachname her? Woher die Familie? Aha, und die Großeltern? Und politisch?» Während der Pausen werde ich von den Burschen belagert und ausgehört, aber meine Antworten scheinen zu gefallen. Nur von den Fotografien an den holzvertäfelten Wänden blicken die Danuben vergangener Zeiten grimmig auf mich herab. Ganz so, als hätten sie mich durchschaut.

Und dann ist da der Bursche aus Aachen. Ein Gast aus einer befreundeten Verbindung, ein riesiger Kerl, in meiner Erinnerung zwei Meter oder

noch größer, vielleicht sogar zweieinhalb – nein das kann nicht sein ... Die Details verschwimmen nach all den Jahren, als wäre alles nur ein böser Traum gewesen. Aber was er sagte, das habe ich noch immer ganz genau im Ohr: «Meine Herren, wir haben heute Abend einen Juden unter uns!»

Ich will an meiner Zigarette ziehen, aber kriege keine Luft. Das war's, denk ich mir. Hier komm ich nicht mehr raus. Aus. Vorbei. Kaputtgehauen in einer Naziburschenschaft ... Aber der Aachener Riese fletscht die Zähne zu einem breiten Grinsen und deutet auf den Chargierten: «Also, wenn das mal keine Judenohren sind, was?»

In meinem ganzen Leben habe ich nie wieder so sehr über einen Witz gelacht. Hoffentlich werde ich es auch nie mehr tun. Was für ein wunderbarer Witz! Judenohren! Ohren, so groß wie die von einem Juden! Spiefuchs Günzburg ist entzückt – und die Burschen von ihm. Wir haben offenbar denselben Sinn für Humor. Darauf einen schönen Schluck Bier, und da schmettert auch schon der Säbel des Chargierten auf den Tisch – Silentium! Diszipliniert geht es weiter, Bier und Schnaps strömen in die Burschen hinein, Liedgut und Parolen gurgeln aus ihnen heraus.

Irgendwann ist der offizielle Teil überstanden, nach anderthalb oder zwei oder zwanzig Stunden, was weiß ich. Und nun begann das ungezwungene Beisammensein, nun quoll die wahre Gesinnung aus der kostümierten Burschenherrlichkeit. Erst sind es vereinzelte Widerlichkeiten. Ätzende Kommentare und pointenlose Witze über Schwarze Bundesligaspieler und Homosexuelle und den Islam, bald wird über die Geburtenraten von Migrant*innen geifexit, dann auch schon der Holocaust gezeugnet. Man hat sich jede Zurückhaltung weggesoffen. Ein gedrungener Bursche setzt sich neben mich und erklärt mir, dass es da draußen doch ohnehin bergab ginge. «Diese ganze bundesrepublikanische Gesellschaft ist längst verweichlicht», tönt er und raunt vom Kreuzzug des Kulturmarxismus.

Dieser Begriff und sein Kreuzzug sind mir neu, aber der Gedrungene klärt mich gerne auf. Er berichtet mir von einem Komplott: «Im Grunde ist das der neue Kommunismus, aber auf Umwegen!» Die globale Linke wolle Nationen und Sitten auslöschen, die Werte von Familie und Männlichkeit. Und genau deswegen werde der Westen auch mit dieser ganzen linken Propaganda geflutet: Mit politischer Korrektheit und «Homolobby» und Feminismus. «In Wahrheit ist das alles nur Kulturmarxismus, ein Krieg gegen den Mann, die Familie, das Volk!» Auch daher sei die Burschenschaft, der wehrhafte Männerbund, eine der letzten Bastio-

nen des Widerstands, erklärt er, und da wird auch schon das Gästebuch voll grotesker Judenkarikaturen herumgereicht, und irgendwer schreit irgendwas von Verschwulung. Es ist schwer erträglich, aber zum Glück ist da der dicke Junge.

Seine Anwesenheit beruhigt mich! Um uns herum werden Härte und Hass zelebriert – aber der Junge sitzt einfach nur ausdruckslos da. Um uns herum wird das Unsagbare gesagt – aber der Junge starrt nur so vor sich hin und knetet seine Finger. Und ich bin ihm dafür so verdammt dankbar! Er sieht mindestens so unsicher aus, wie ich mich fühle. Verloren und ein bisschen dümmlich. Ich verstehe ihn! Als Einzigen hier: Das ist ein ganz armer Typ, denke ich, der will einfach irgendwo dazugehören!

Aber dann wacht er auf.

Gerade hat irgendein Bursche angefangen, über «die Weiber» zu lallen, die es wagten, mit nicht-arischen Männern zu schlafen – «Diese Kanakenweibchen!» – und dieser selten ekelhafte Ausdruck ist das Stichwort für den Jungen. Er blinzelt ein paarmal, dann legt er los. Er verkündet seinen Hass. Erklärt, dass Frauen biologisch dazu prädestiniert wären, mit den stärksten Männern zu schlafen und deswegen auch prädestiniert, ihr Land zu verraten. Er spricht vom Ende der traditionellen Familie, unterteilt Männer in Alphas und Betas, benutzt Wörter wie Hypergamie und Staatsfeminismus ... Und ich verstehe nicht. Nicht ihn und kaum ein Wort, das er sagt. Ich sehe nur diese unermessliche Wut in seinem Blick und höre das einvernehmliche Lachen eines Burschen, vieler Burschen, das Lachen der vielen hundert Männer mit den tausend zerschnittenen Gesichtern ...

Torkelnd fliehe ich aus dieser holzvertäfelten Parallelgesellschaft. Ich kann nicht mehr. Was für ein Wahnsinn, was für ein hasserfüllter Dreck! Ich bin zittrig, und ich schäme mich. Wie kann man nur in diesem Land leben, ohne zu wissen, wie heftig es unter der Oberfläche brodelt?

Nein, kein Grund zu Panik, beruhigte ich mich: Ich war bei Faschisten gewesen, beim Bodensatz der rechtsextremen Studentenverbindungen! In einem Haus, in dem Fascho-Prominenz ein und aus ging. In dem 2001 ein junger Neonazi untertauchen konnte, nachdem er einen Griechen um ein Haar totgeprügelt hatte. In einem Haus, das 1938 von den Nazis arisiert wurde – geraubt von einer jüdischen Familie, die sich ein paar Jahre später das Leben nahm, um der Deportation zu entgehen. Sicher, in einem so bösen Haus, da kann dieser Irrsinn über kulturmarxistische Verschwörer, aussterbende Familien und Staatsfeminismus gedeihen ... Aber doch nicht hier draußen. Nicht bei uns!

Das dachte ich wirklich. Damit beruhigte ich mich und wankte durch die prachttvolle Münchner Villengegend. Damals. In einer Oktobernacht im Jahr 2009. Kurz bevor völkische Untergangspanthasien wieder Mainstream wurden, die extreme Rechte weltweit erstarkte und der militante Antifeminismus eine neue Qualität erreichte.

Tobias Ginsburg: Die letzten Männer des Westens Antifeministen, rechte Männerbünde und die Krieger des Patriarchats Mit einem Vorwort von Günter Wallraff 336 Seiten, Paperback 16,00 EUR ISBN: 978-3-499-00353-0 Erschienen im Verlag Rowohlt Polaris

Die letzten Männer des Westens

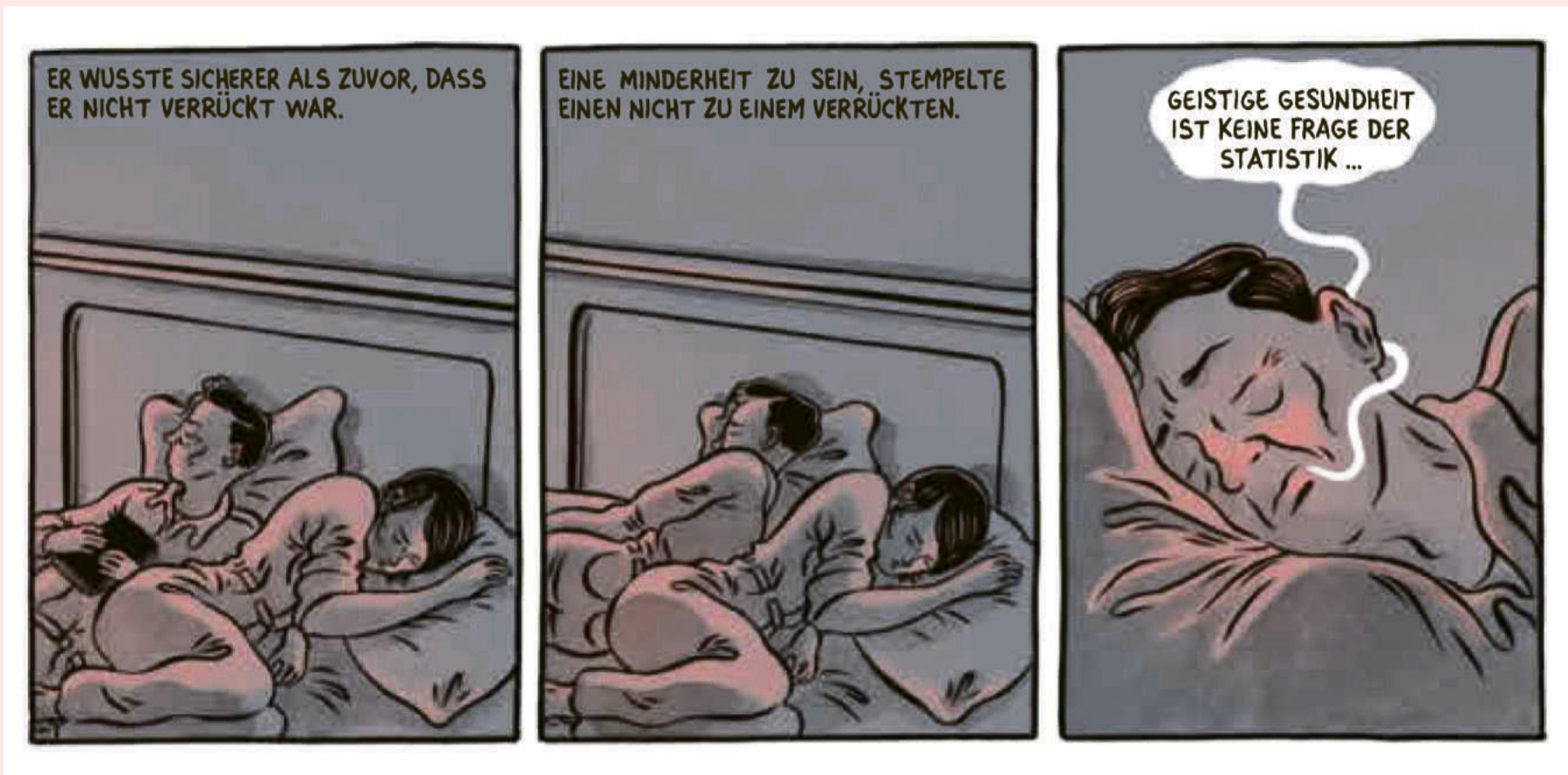


»Der westliche Mann wird unterdrückt und verweiblicht.« Er ist vom Aussterben bedroht. So klingt der immer lauter werdende Kriegsschrei der Antifeministen, der zu einem Mantra der wieder erstarkenden Rechten geworden ist. Man hört ihn von hyperaggressiven Maskulisten und hasserfressenen Internet-Hetzern, von testosteronverklebten Sexisten und neurechten Frauenhassern. Tobias Ginsburg hat sich ihnen ein Jahr lang undercover angeschlossen, um herauszufin-

den, wo diese Ängste und all der Hass herrühren. Seine Recherche führt ihn quer durch Deutschland und das Internet, in die USA und nach Polen. Er trifft auf rechtsradikale Burschenschafter und faschistische Rapper, auf Online-Trolle und Offline-Schläger, Incels und Identitäre, lässt sich zum »wahren Mann-Sein« anleiten und begleitet muskelbepackte Neonazis bei der Rekrutierung junger Männer. Und schließlich stößt er auf ein international agierendes Netzwerk antifeministischer Fundamentalisten.

Eine so beklemmende wie komische Reise in eine zutiefst gefährliche Welt mitten unter uns.

1984: Passt auf euer Glück auf, sonst ist es weg



AUS: FIDO NESTI: GEORGE ORWELL, 1984/ULLSTEIN

Klar, ein Klassiker: »1984« von George Orwell. Hat man so abgespeichert unter: Dystopie, Big Brother und Depression. Die drei berühmten Sätze »Krieg ist Frieden«, »Freiheit ist Sklaverei« und »Unwissenheit ist Stärke« sind heute zu Stenzen geworden, die quer durch den politischen Gemüsegarten von links bis rechts benutzt werden. Trotzdem: So arbeiten doch Diktaturen – gestern, heute, morgen!

In seinem 1949 erschienenen Roman hat Orwell den Bauplan für eine vollkommen idiotische, menschenfeindliche Gesellschaft geschaffen, die sogar das Glück verboten hat. Deshalb ist »1984« nicht nur elementare politische Aufklärung, sondern auch eine berührende Liebesgeschichte. Dramatischerweise ohne jedes Happy End. Es geht hier nicht nur um permanente Manipulation, sondern auch um die Vernichtung jedweder Empathiefähigkeit. Das arbeitet der brasilianische Zeichner Fido Nesti sehr gut heraus. Er hat aus Orwells Roman eine wunderbare Graphic Novel gemacht. »Nein, dein Innerstes bekommen sie nicht zu fassen«, hoffen die Liebenden – und irren leider. Sollte man ab der 7. Klasse aufwärts lesen. cm

George Orwell: 1984. Adaptiert und illustr. v. Fido Nesti. A. d. Engl. v. Michael Walter. Ullstein, 224 S., geb., 25 €.

Treue und Verrat

»Der Kopflohn« – der erste Exilroman von Anna Seghers jetzt in der großen Werkausgabe, mit der es endlich weitergeht

MONIKA MELCHERT

Sie sitzt in Paris und denkt an Deutschland, an ihr geliebtes Heimatland, in dem die Nationalsozialisten jetzt bereits alles beherrschen. Anna Seghers musste im Frühjahr 1933 mit ihrer Familie – als Juden und Kommunisten doppelt gefährdet – ins Exil gehen. Doch alle Gedanken kreisen unablässig darum, was zu Hause geschieht.

Die Reichstagswahlen am 31. August 1932 hatten die NSDAP mit fast 40 Prozent zur stärksten Fraktion gemacht. In »Der Kopflohn. Roman aus einem deutschen Dorf im Spätsommer 1932« erzählt Seghers, wie die Politik der Nazis immer weiter um sich greifen kann – gespenstisch und unaufhaltsam, wie die Arme eines Kraken.

Johann Schulz wird beschuldigt, bei einer antifaschistischen Demonstration in Leipzig, Frühjahr 1932, einen Polizisten getötet zu haben. Er flieht aus der Stadt in ein rheinhesisches Dorf, wo entfernte Verwandte leben. Sein Steckbrief wird ausgehängt mit einer Belohnung von 500 Mark – nach den Jahren der großen Wirtschaftskrise eine beträchtliche Summe, die zum Verrat herausfordert.

Dieser Kopflohn ist gleichsam der Judaslohn, um den Jesus Christus für die legendären 30 Silberlinge verraten wurde. Wie wer-

den sich die Menschen verhalten? Wer wird standhalten, wer wird der Versuchung nachgeben und ihn schließlich denunzieren? Dabei spielt es im Roman keine Rolle, ob wirklich Johann einen Polizisten erstochen hat oder ein anderer.

Wer wird standhalten, wer wird der Versuchung nachgeben und denunzieren?

Die Entscheidungssituation, in die die Figuren gestellt sind, ist eine arge Bedrängnis. Das Gleichgewicht in der Welt scheint aus den Fugen. Anna Seghers erzählt in starken Handlungssträngen aus dem bäuerlichen Leben der Familien und zeigt, wie schwer es einigen von ihnen fällt, sich nicht verführen zu lassen, sondern einem moralischen Antrieb zu folgen.

Neben dem jungen Johann Schulz ist da der gleichaltrige Gärtner Kößlin, ebenso wie dieser von der langen Arbeitslosigkeit zermürbt. Der allerdings sieht in den Verhei-

lungen der Nazis eine Chance, seinem Leben wieder eine Zukunft zu geben. Auch darin liegt der soziale Nährboden für den Aufstieg der NSDAP. Gerade die jungen Männer fühlen sich verlockt von den Uniformen, von Technik und Abenteuern, die ihnen mit dem Machtantritt der Nazis versprochen werden. So wird er zum Gegenspieler des Johann, beide setzen auf konträre Perspektiven. Die Verführungskraft der Nazis ist für Kößlin am Ende so groß, dass er zum Verräter des anderen wird.

Auch ein jüdischer Händler, der im Dorf lebt, könnte das ausgesetzte Geld gut gebrauchen. Aber in ihm rührt sich ein Widerwille vor dieser Art von Verrat, »heftiger als vor Mord oder Raub oder Lüge oder sonst einem Laster, uralter, dem unverfälschten Menschenherzen eingegliedert Widerwille, einen Verfolgten der Staatsgewalt auszuliefern«. Anders als im Roman »Das siebte Kreuz«, den Anna Seghers wenige Jahre danach in Paris schreibt und der ihren Welt- ruhm begründen wird, kommt die Hauptfigur in »Kopflohn« nicht davon. In beiden Romanen aber geht es um die zwei Pole Verrat oder Solidarität und wie sich der Einzelne bewahren kann in Situationen extremer Gefährdung.

Eine tief berührende Frage im Roman ist der Umgang mit den Frauen im Alltag des bäuerlichen Daseins. Hier zeigt sich der Zu-

stand von Verrohung oder Menschlichkeit am deutlichsten. Anhand tragischer Frauenschicksale schildert die Autorin brutale Ausbeutungsverhältnisse, wie sich die Schwachen an den Schwächsten auslassen. Eine dieser Frauen ist Susann Schüchlin, die – von ihrem Mann bis aufs Blut geschunden – in ihrem Freitod im Wasser den einzigen Ausweg sieht: »Um hier zu sterben, brauchte sie nur ein wenig Geduld, und das war es nicht, was ihr fehlte.«

Mit knappen Worten von großer Eindringlichkeit kann Seghers den Schleier vor den archaischen Geschlechterverhältnissen wegziehen, in denen die Frau als Arbeitstier missbraucht wird. »Der aufsteigende Nationalsozialismus trifft auf bereits etablierte Verhältnisse von Gewalt, Konkurrenz und Ausgrenzung«, schreiben die Herausgeber, »und genau das ist die Bedingung seines Erfolges – in dem fiktiven Dorf Oberweilerbach wie im ganzen Land.«

Nach Jahren des Stillstands setzt der Aufbau-Verlag mit der Edition von »Kopflohn« nun endlich die im Jahr 2000 begonnene große kommentierte Werkausgabe von Anna Seghers fort. 1933 erschien der Roman zuerst im Exilverlag Querido in Amsterdam. Nun stellen die Bandbearbeiter Ute Brandes und Carsten Jakobi ihn in zuverlässiger Textfassung nach der Erstausgabe vor, ergänzt mit einem vorzüglichen Kommentar und ei-

nem informativen Anmerkungsapparat, der den Roman in seine historischen Entstehungsbedingungen einordnet.

Anna Seghers: Der Kopflohn. Ein Roman aus einem deutschen Dorf im Spätsommer 1932. Aufbau, 233 S., geb., Ganzleinen, 34 €.

ANZEIGE

Ellen Händler, Uta Mitsching-Viertel
Problemzone Ostmann?
Lebenserfahrungen in zwei Systemen
€ 14,90 | ISBN 978-3-8382-1540-2

»Die große Stärke von **Problemzone Ostmann?** ist es, den ostdeutschen Männern einen Raum zu geben, ihre eigene Geschichte zu erzählen.«
Prof. Dr. Sylka Scholz, Friedrich-Schiller-Universität Jena

kontakt@problemzone-ostmann.de

Glückselige Dreieinigkeit des Tuns

Wer ist die wichtigste Person auf See? »Der Schiffskoch« – wer denn sonst? Auf einen Ritt mit Mathijs Deen

THOMAS BRUHN

Lange ist es mir nicht mehr passiert, dass ich nach dem Mittagessen – Lammcurry mit Camargue-Reis, Camembert, Mousse au Chocolat und Espresso – ein Buch aufschlug und die Uhr kurz nach sieben zeigte, als ich den letzten Satz gelesen hatte. Auf einen Ritt, sagt man wohl. Passiert so etwas, müssen gute Gründe vorliegen. In diesem Fall drei – eine glückselige Dreieinigkeit des Tuns.

Der Text des Niederländers Mathijs Deen ist nicht lang, knapp über 100 Seiten, und normalerweise wäre das Lesen in zwei, drei Stunden erledigt. Normalerweise. Aber was ist bei einer Geschichte über einen Schiffskoch schon normal?

Es fängt damit an, dass der Koch nicht auf einem Dampfer am Herd steht, der die Meere befährt, sondern auf einem Feuerschiff – auf einem Schiff, das mit elf Mann Besatzung an der Kette liegt. Ich vermute, keiner Landratte muss man erklären, was ein Feuerschiff ist und was seine Aufgabe ist beziehungsweise war, denn mit dem Einzug von GPS und AIS werden mehr und mehr Feuerschiffe ausgemustert. Und wenn doch: Es ist so etwas Ähnliches wie ein Leuchtturm. Auf jeden Fall sollte man wissen: Der Dienst auf einem Feuerschiff war kein Zuckerschlecken und nicht ungefährlich, denn ein Feuerschiff hatte kei-

ne Maschine, keine Schraube und kein Ruder; es war nicht möglich sich bei Gefahr aus dem Staub – oder besser aus der Gischt – zu machen. Die Mannschaft konnte bei Sturm nur hoffen, dass die Ankerkette nicht bricht, und bei Nebel, dass sie nicht versenkt wird.

Das Feuerschiff »Texel«, von dem hier die Rede ist, wurde 1992 außer Dienst gestellt. Man kann es heute noch im Hafen von Den Helder besichtigen. »Elbe 1«, an dem ich noch vorbeigesegelt bin, und »Elbe 2« folgten ein paar Jahre später. Übrigens: »Texel« oder »Elbe« waren nicht die Namen der Schiffe, sondern die Namen der Positionen, unter denen sie in Karten und Handbüchern verzeichnet waren. So wie andere Tonnen auch.

»Texel« also. Der Koch Lammert redet nicht viel, so wie die meisten Leute an der Küste sich unerklärlicherweise einem Schweigegeübde hingeben. Und er hat, so wie jeder Koch, ein Geheimnis. Je besser der Koch, desto ungewöhnlicher sein Geheimnis. Die Menagerie auf dem Feuerschiff ist bunt, und jeder kann seinem Spleen frönen. Lammert zum Beispiel hat es nicht leicht mit den Vorgesetzten, grantelt eher mit ihnen, als dass er es locker angehen lässt. Er könnte entspannt und gelassen sein, denn auf jedem Schiff, egal ob Kreuzfahrer, Container oder Fischer, ist der Koch wichtiger als der Kapitän. Der Kapitän hat zwar das Kommando,

aber ob es der Mannschaft gut geht, ob sie bei bester Laune ist und Lust auf Arbeit hat – das entscheidet der Koch. Die Mahlzeiten teilen den Tag ein und lassen die Anzahl der Tage an Bord überschaubar erscheinen: Noch dreimal Kuchen, dann können sie uns suchen!

Es ist wohlthuend, einen Text zu lesen, der sich von der unsäglichen Mittelstandsmeterware unterscheidet, die uns allerorten gepriesen wird. Was interessieren schon die hübsch aufgeputzten Befindlichkeiten von Protagonisten, die irgendwas mit Medien machen? Da kommt eine unaufgeregt erzählte Geschichte, in der die Poesie des Alltags entdeckt wird und die handfeste Arbeitswelt das Sujet gibt, gerade recht.

Lob gebührt dem Übersetzer Andreas Ecke, der es verstanden hat, eine im wahren Sinne des Wortes köstliche und gut lesbare Sprache zu finden, sodass es ein Vergnügen ist, Satz für Satz zu lesen. Die Lektüre war ein Balanceakt: Je weiter ich in der Geschichte vorankam, desto langsamer las ich, weil ich nicht vorzeitig zum Schluss kommen wollte; aber ich las weiter, weil ich wissen wollte, wie es ausgeht.

Andreas Ecke hatte eine schwierige Aufgabe zu lösen: Zum einen wollte er die nautischen Fachbegriffe verwenden, um dicht und glaubhaft am Geschehen zu sein; auf der anderen Seite sollten die Begriffe auch denen

verständlich sein, die noch nie einen Fuß auf Planken gesetzt haben und denen die Seemannssprache ein Buch mit sieben Siegeln ist. Dass eine Treppe auf einem Schiff Niedergang heißt, auch wenn sie nach oben begangen wird, scheint mittlerweile allgemein bekannt zu sein, aber der Unterschied zwischen Kajüte und Kammer ist trotz »Traumschiff« noch nicht klar. Wer die Serie »Zur See« gesehen hat, für den schon eher. Also: Wer die Reise bezahlt, logiert in einer Kajüte; wer auf dem Schiff arbeitet, wohnt in einer Kammer. Ecke changiert geschickt von der Kajüte zur Kammer und schlägt damit alle Fliegen.

Zum Schluss ein Wort zu denen, die sonst kaum in Rezensionen erwähnt werden: Der Mare-Verlag ist bekannt für seine nobel gearbeiteten Bücher. So auch hier: Von der Schrift über den Satz bis zum Einband ist alles aus einem Guss. Schlägt man das Buch auf, stellt man fest, dass es sogar gut riecht! Schnuppern Sie mal an einem E-Book ... Und jenen, die gern Titelbilder betrachten und zu entschlüsseln instande sind, stellt sich auf dem Umschlag die zweite Hauptperson vor. Die Damen und Herren vom Verlag haben sich alle Mühe gegeben, sodass den Lesern das Vergnügen bleibt.

Mathijs Deen: Der Schiffskoch. A. d. Niederl. v. Andreas Ecke. Mare-Verlag, 112 S., geb. 18 €.

ANZEIGE

Herausgegeben vom »Arbeitskreis 8. Mai« im Bundesverband Deutscher West-Ost-Gesellschaften e.V.

Ost-Erkundung. Friedensbotschaft
Persönliche Begegnungen von Menschen aus Deutschland mit Russen, Ukrainern, Weißrussen und anderen östlichen Nachbarn seit 1945

Edition Schwarzdruck • 2021 • 140 Seiten
ISBN 978-3-96611-012-9 • 14 €
Erhältlich in jeder guten Buchhandlung, beim »Arbeitskreis 8. Mai« und bei www.schwarzdruck-laden.de



John Buck, Herausgeber der »Briefe und Burlesken von Albert Schaefer-Ast«, wurde 1925 geboren und war der Ehemann von dessen Tochter. Der ehemalige Offizier der Royal Army und Journalist lebt in London. Buck hat seinen Schwiegervater nie persönlich kennengelernt. »Leider«, sagte er mal in einem Gespräch für die »Frankfurter Rundschau«, »wir hätten uns bestimmt gemocht.« 1954, drei Jahre nach Schaefer-Asts Tod, heiratete er in England die Tochter des Künstlers, Susanne. 2002 ist sie gestorben, mit 75 Jahren. Für John Buck ist es daher auch eine Art Vermächtnis seiner Frau, die Erinnerung an ihren Vater wachzuhalten und der Familie eine späte Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

Albert Schaefer-Ast (1890–1951) war als Zeichner und Karikaturist in Berlin, Weimar und Prerow tätig. Nach Bildhauer-Lehre, Besuch der Kunstgewerbeschule Düsseldorf und Wanderjahren in Europa arbeitete er ab 1913 für diverse Zeitschriften, darunter »Simplicissimus«, »Uhu« und »Der heitere Fridolin«. Im ersten Weltkrieg verlor er durch eine Kriegsverletzung ein Auge. Er war befreundet mit Erich Kästner, E. O. Plauen, Erich Knauf, Hermann Henselmann sowie Jeanne Mammen. Da die Nationalsozialisten Schaefer-Asts Arbeiten als »entartet« einstufte, wurde er mit einem Ausstellungs- und Arbeitsverbot belegt und zog sich bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs in das Fischerdorf Prerow auf dem Darß zurück. Im Jahr 1945 erhielt er eine Professur an der Staatlichen Hochschule für Baukunst und bildende Künste in Weimar, die er bis zu seinem Tod innehatte. Schaefer-Ast illustrierte viele Bücher, etwa »Die Geschichte von dem Hute« von Christian Fürchtgott Gellert, »Der kleine Gustav« von Wolf Durian und »Das Traumboot« von Erich Knauf.

ILLUSTRATIONEN: EULENSPIEGEL-VERLAG

In Prerow waren schöne Wochen...

Auszüge aus dem Briefnachlass des Zeichners und Karikaturisten Albert Schaefer-Ast aus den Jahren 1939 bis 1951. Er enthält Briefe an seine Frau Steffi und Tochter Susanne, die vor dem Faschismus nach Großbritannien geflohen waren

25. 6. 1939
Liebe Steffie,
heute Morgen das Telefongespräch hat mir wohlgetan, es war mein Sonntag. Zu schade, dass Du so wenig auf dem Posten bist. Hoffentlich stimmt Dich der normale Ablauf etwas ruhiger, und Du erholst Dich auf den Schreck, und Du trittst vergnügt deine Sommerreise an. So musst Du denken. Und siehst Mopsie! und Schottland. Es wird bestimmt alles gut werden. Zu Dienstag (Berlin) möge der Herr Dir Kraft verleihen, das muss schwierig sein. Wir waren erst einmal am Strand! Kannst Dir denken, wie wir schufteten. Also morgen kommt Peter. Ich schreibe dann wieder.

Dein Ast

Der folgende Brief... [ist] an [Tochter] Susanne im Haus Rozelle, das ihren Pflegeeltern Claud und Veronica Hamilton gehörte, in Ayr adressiert.

Prerow, Freitag, 28. Juli

Liebe Susanne,
heute bekam ich Muttis Brief, dass sie schon Mittwoch abgefahren ist. [D. h., Steffie verließ Ayr nach einem Besuch bei Susanne im Haus Rozelle] Na! Das müssen ja wunderschöne Tage gewesen sein in Ayr. Mutti war auch ganz begeistert von der schönen Umgebung und vom Haus und von der lieben Familie Hamilton. Und von Craster und Dackelbaby. [Craster und Dackelbaby: die Dackel der Familie Hamilton, die eigentlich Castor und Pollux hießen.] Wir leben auch noch immer ein rechtes Ferienleben, nur dass ich jetzt Luise mitgebracht habe aus Berlin, die jetzt für uns kocht. Heute gab es Bratwurst mit grünen Bohnen und neuen Kartoffeln. Hinterher Kirschkompott von eigenen Kirschen. Zum Frühstück gibt es Peters Radieschen, auch Salat hat er gepflanzt und seinen Sonnenblumenpfad, aber den kann man nicht essen. Als ich in Berlin war, um Mami an die Bahn zu bringen, da haben Peter und ein Freund von mir aus der Düsseldorfer Zeit allein gekocht, da gab es viel Makkaroni, Pellkartoffeln und Hering und Bratkartoffeln mit Ei. Ich habe noch eine große schwarze Bratpfanne (handgeschmiedet, man sieht jeden Hammerschlag) beim Dorfschmied gekauft, nun braten sie doppelte Portionen; und als Luise kam, musste sie zuerst Kartoffelpuffer backen. Nächstens schicke ich als Drucksache die Blumen und Bilder aus der »Dame«, die ich in Prerow gemalt hatte.

Ich wünsche Dir noch recht schönes Wetter für deine Ferien und grüße Dich herzlich.

Dein Vater

BRIEFE 1946–1951

Man kann davon ausgehen, dass viele der Briefe von Schaefer-Ast an Steffie und Susanne nicht mehr existieren.

Es ist jedoch unklar, inwieweit dies auf eine nicht erfolgte Zustellung aufgrund von Postschwierigkeiten nach dem Zweiten Weltkrieg zurückzuführen ist. Die ersten unten aufgeführten Briefe aus der Nachkriegszeit deuten darauf hin, dass es nicht einfach war, den Kontakt wieder aufzunehmen.

Schaefer-Asts Briefe sind in einer Mischung aus der deutschen Vorkriegsschrift Sütterlin und der modernen Handschrift verfasst, manchmal mit verblasstem Bleistift und auf minderwertigem, sich auflösendem Papier. Wörter und Passagen, die nicht lesbar sind oder bei denen die Bedeutung unklar ist, sind durch Punkte gekennzeichnet [...].

Hochschule Weimar, den 9. 4. 1946

Liebe Steffie, liebe Susanne!

Ich freue mich so, Euch endlich ein Lebenszeichen geben zu können. Ich bin gesund geblieben und sitze seit Nov. 45 in Weimar als Professor der Hochschule für Bildende Kunst.

Peter ist im Osten vermisst, und ich bin bis heute noch ohne Nachricht. Es ist ja vieles geschehen, aber für heute erst mal die Grüße voll Freude über die Wiedersehensmöglichkeit.

Euer Pap

Wilhelm-Bode-Straße 9
Weimar, 13. IV. 1946

Liebe Steffie, liebe Susanne!

Na endlich, endlich habe ich Nachricht von Euch! Ich habe mich mächtig gefreut und von Tag zu Tag darauf gewartet. So oft geschrieben, zuletzt über Mrs Edith Pollitt. Und nun seid Ihr doch die Ersten! Mir ist es gut und schlecht ergangen, doch am Schluss wieder gut, und nun sitze ich im Weimarer Idyll in kleiner 3-Zimmer Mansarden Wohnung eines Einfamilienhauses am Stadtrand und wundere mich, dass ich noch lebe.

Der Architekt H. Henselmann, den ich von der »Dame« her kenne, ist Direktor der Hochschule hier, und der hat mich aus der schrecklichen Hunger-Misere von Prerow hierher gelotet als Professor für Buchkunst und Pressegrafik. In Berlin wurde ich am 23. Nov. 43 ausgebombt, und alles ist dort verbrannt. Zweimal hatte ich schon Brand in der Wohnung gehabt, und das dritte Mal fiel eine

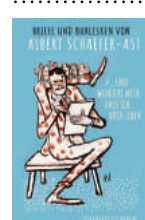
schwere Mine drauf, und obwohl wir drüben in der Bauschule im Keller saßen, waren wir fast tot. (Ernst war dabei.) Auch Wilhelm hat alles verloren. Na überhaupt, das ganze Tiergartenviertel war über Nacht weg, vom Bahnhof Zoo bis Brandenburger Tor, restlos weg, das kommt nie wieder. Nur leer gebrannte Pappkartons, die jetzt alle einstürzen, und was vom Tiergarten noch stand, ist jetzt im Winter abgeholt und verheizt. Ein ganz verrückter Anblick. Kein Baum steht mehr, tatsächlich keiner – alles kahl. Die armen Meisen und Eichhörnchen!



Na! In Prerow war es noch gut bis Kriegsende, und dann kam es dicke, der Darß war Kampfgebiet, und da habe ich Schreckliches erlebt und war oft in Todesgefahr. Später kam der Hunger, ich kriegte die Ruhr, es war eine schwere Not, wie im 30-jährigen Krieg. Krähenschwärme, tote Pferde, der Typhuskarren rumpelte durchs Dorf, und so allerhand passierte, es ist wie ein böser Traum. Das ist nun alles vorbei, und nun wird's wohl langsam besser werden.

Peter ist im Osten »vermisst«, doch hoffen wir, dass er lebt, weil er in einem großen »Kessel« bei Witebsk 1943 verschollen ist. Kurt Heinz ist tot, Ursula ist verheiratet und hat schon einen Sohn. W + K [Wilhelm und Käthe] leben in kl. Zimmer in Westend. Willy Jackel ist tot (Bombe). Käthe Möller und

»... und wundere mich, dass ich noch lebe«



Typhus bedrohte Zeiten. Seiner jüdischen Frau und ihrer Tochter Susanne gelang unabhängig voneinander die

Flucht nach Großbritannien. Über Jahre schrieben sie sich, erst 1951 kam es zu einem Wiedersehen der drei in Berlin; kurz darauf starb Schaefer-Ast. Seine hier erstmals veröffentlichten Briefe an Frau und Tochter sind liebevolle private und berührende zeitgeschichtliche Zeugnisse eines Künstlers in schwierigsten Verhältnissen. Sie werden begleitet von Zeichnungen, deren schwungvoll-karger Strich die unverwechselbare Handschrift des Künstlers und seine den Widrigkeiten trotzend heitere Fantasie offenbaren.

Wilhelm-Bode-Straße 9
Weimar 13. 9. 51

Liebe Steffie, liebe Susanne!

So, nun bin ich wieder in Weimar gelandet. Mein Häuschen war ganz wild zugewachsen und die Wege voll Gras.

In Prerow waren schöne Wochen, sie haben mich sehr erfrischt. Zurückgereist bin ich mit dem Reiseomnibus »Brandenburg« Express direkt Prerow-Berlin mit allem Comfort. Ich habe ein paar Tage bei Henselmann gewohnt. Es war gerade Hitzewelle, und ich saß im Garten unterm Apfelbaum. Gubalkes waren verweist nach Bad Gastein wegen Konrads Rheumafingerchen. Zu komisch, dass Jeanette so großzügig war und Schmalhausen so kleinlich (er hat 15,- Westmark = 75,- Ostmark für das Besorgen der Flugkarten berechnet!). Ich habe ihn zwar angerufen, aber abgelehnt, ihn zu besuchen, »ich hätte keine Zeit«. Dafür war ich mit anderen Künstlern zusammen.

Na! Und nun sitze ich wieder in Weimar. Lotte hat in Berlin noch mit Wonne die letzten Westmark verquatscht, hat sich eine blaugestreifte Waschbluse und gem. Pfeffer und mir eine Armbanduhr (dieselbe wie Deine) gekauft. Wahrscheinlich hofft sie, sie zu erben, wenn ich eine bessere kriege.

So ist nun auch unser Urlaub zu Ende. An der Schule geht alles erst mal weiter. Ich will versuchen, noch eine Nachkur in Bad Liebenstein auf Staatskosten zu kriegen, um die schönen Spätherbsttage zu genießen.

Das schöne gelbe Tablett steht auf der Kommode und Susannes Nonsenbuch auf meinem Nachttisch; so ziehe ich die Erinnerung an die schönen Tage in die Länge.

Nun seid herzlich begrüßt, auch die Omi von Eurem Pap

Zwei Tage nach dem Schreiben dieses Briefes starb Albert Schaefer-Ast am 15. September 1951 im Alter von 61 Jahren.

John Buck (Hrsg./) Albert Schaefer-Ast

»... und wundere mich, dass ich noch lebe«

Briefe und Burlesken von Albert Schaefer-Ast

240 Seiten, gebunden

16,00 EUR

ISBN: 978-3-359-03016-4

Erschienen im Eulenspiegel-Verlag



Liebe und Revolution

Eine legendäre Linke schreibt über eine legendäre Linke. Beide waren Jüdinnen und Kommunistinnen. 1961 veröffentlichte Ruth Werner ihr Buch »Olga Benario. Die Geschichte eines tapferen Lebens«, die Biografie der Münchner Revolutionärin, die 1934 im Auftrag der Komintern mit dem brasilianischen KP-Führer Luiz Carlos Prestes von Moskau nach Rio de Janeiro ging, um gegen den Diktator Getúlio Vargas einen Aufstand zu organisieren. Sie sollte seine Leibwächterin sein – und sie wurden ein Liebespaar. Der Aufstand scheiterte. Benario wurde an die Nazis ausgeliefert, nach brasilianischem Recht illegal, da sie mit dem Kind eines Brasilianers schwanger war. Ihre Tochter Anita Leocádia wurde

in einem Berliner Gefängnis geboren. Sie selbst wurde 1942 umgebracht, die Tochter überlebte wie auch deren Vater, der 1945 aus dem brasilianischen Gefängnis entlassen wurde.

Wie ihre Biografin Werner wurde Benario zur antifaschistischen Ikone. Die bekannte linke Sängerin Gina Pietsch hat Werners Buch als Hörbuch eingelesen. »Nur wer sich den gleichen Ideen und Zielen wie Olga Benario verschrieben hat, kann ihr Leben mit so viel Anteilnahme und Gefühl schildern«, schrieb 1962 die Zeitung »Die Tat« über das Buch. cm

Ruth Werner: Olga Benario. Ein Leben für die Revolution. Gelesen v. Gina Pietsch. Libroletto, 2 MP3, ca. 14 Std. Spieldauer, 29,80 €.



FOTO: ARCHIV: EULENSPIEGEL VERLAG/CHRISTINA KURBY

»Wenn dein Kind dich morgen fragt«

Heinz Rudolf Kunze schrieb den besten Kirchentagsong – und jetzt zum 40. Bühnenjubiläum auch seine Autobiografie: »Werdegang«

JENS BUCHHOLZ

Sein 40. Bühnenjubiläum feiert Heinz Rudolf Kunze mit einem Best-of-Album und einer Autobiografie. Heinz Rudolf Kunze? Das ist der Sänger, der 1985 mit dem Song »Dein ist mein ganzes Herz« einen riesigen Erfolg hatte, an den er bis in die 2010er Jahre hinein anknüpfen konnte.

Aber es ist eine komplizierte Geschichte mit Kunze. Ist er Liedermacher? Ist er Dichter? Rockrebell im Strebergewand? Streber im Rockrebellengewand? Mal ist er dies, mal ist er das. Man weiß nie im Voraus, was einen bei Kunze erwartet. Er ist für Menschenrechte, aber gegen das Gendern. Er ist Fan angloamerikanischer Popmusik, aber für eine Deutscherquote im Radio. Ein humanistischer Intellektueller alter Schule. Nicht rechts, nicht links. Widersprüchlich, wie Menschen halt so sind.

Im Oktober hat er seine Autobiografie »Werdegang« veröffentlicht. Die Zeit war reif, schließlich feiert Kunze dieses Jahr sein 40. Bühnenjubiläum. 1981 veröffentlichte er sein erstes Album »Reine Nervensache«. Eigentlich hatte der Musterschüler und Einser-Abiturient Gymnasiallehrer werden wollen. Aber dank eines Talentwettbewerbes ergatterte er einen Plattenvertrag bei der WEA. Die Zeichen standen damals auf »Deutsch« – die Neue Deutsche Welle rauschte heran. Mit der hatte der damals eher in der Liedermacher-Tradition stehende Kunze aber eigentlich nichts am Hut. Der Hit kam auch erst vier Jahre und vier Alben später.

1985 etablierte sich Kunze dann mit dem unfassbar guten Popsong »Dein ist mein ganzes Herz« als der intellektuelle Romantiker der deutschen Popszene. Damit reihte er sich Mitte der 80er hinter dem Ruhrgebietsromantiker Herbert Grönemeyer (»Bochum«), dem Sozialromantiker Klaus Lage (»Faust auf Faust«, »Monopoly«) und dem Köln-Romantiker Wolfgang Niedecken (»Verdamp lang her«) ein. Und er blieb bis heute.

Mit seinem letzten und sehr gelungenen Album »Der Wahrheit die Ehre« schaffte Kunze Platz 3 der Albumcharts. Auf dieser sehr politischen, aber auch sehr poppigen Platte wettet er gegen Populismus (»Der Prediger«) und gegen die Zurückweisung von Geflüchteten an den Grenzen der Europäischen Union (»Mit welchem Recht«).

Everybodys Darling war Kunze nie. Aber bis weit in die 2010er brachte er mit Alben wie »Brille« oder »Draufgänger« brillante Popmusik mit Texten auf höchstem Niveau heraus. Und er hatte damit großen Erfolg. Mitte der 90er begannen seine Verkaufszahlen zu stagnieren. Der Qualität seiner Alben schadete das nicht.

Ist er Rockrebell im Strebergewand? Oder Streber im Rockrebellengewand?

Auf Perlen wie »Alter Ego« klingt er, als hätte er die Byrds als Begleitband engagiert. Mit »Rückenwind« versuchte er sich ohne seinen Langzeitpartner Heiner Lürig und ohne Erfolg am Popmainstream der frühen 2000er. Die Rückkehr zu Lürig im Jahr 2005 führte zu seinem letzten großen Album »Das Original«. Darauf auch der beste Kirchentagsong aller Zeiten: »Wenn dein Kind dich morgen fragt«.

Im stärksten Teil seiner Autobiografie beschreibt der 1956 in Ostwestfalen geborene Kunze seine Kindheit und Jugend in den 60er und 70er Jahren. Da ist die Mutter, die lange auf die Rückkehr ihres Mannes aus der Kriegsgefangenschaft wartet. Und tatsächlich kehrt der ehemalige SS-Mann auch zurück. Für Kunze ist er ein liebevoller, aber von düsteren Kriegsgeheimnissen umwitterter Mann. Ein Mann, der ihn zum Konzert von The Who fährt

und den Lärm der Band mit dem Schlachtenlärm des Krieges vergleicht – das war von ihm freundlich gemeint.

Sehr ausführlich berichtet Kunze dann über seine ersten Alben und seine Konzterfahrungen. Vor allem auch über die bittere Trennung von seinem ersten musikalischen Partner und Kumpel Mick Franke. Als Kunze Mitte der 80er Jahre immer professioneller wurde, konnte Franke nicht mehr mithalten und wurde aus der Band geworfen. Kunze erklärt lang und breit, wie es dazu kommen konnte und dass er sich mit dem Rest der Band einig war. Die Karriere war ihm wichtiger als der Kumpel. Und Kunze hat keine Scheu, sich von dieser unsympathischen Seite zu zeigen.

Der Erfolg gab ihm recht. Mit Franke-Nachfolger Heiner Lürig schrieb Kunze seine großen Hits. Doch auch Lürig wird von Kunze nicht besonders sympathisch beschrieben. Ein straighter Workaholic, dem musikalische Qualität wichtiger ist als alles andere. Wussten Sie eigentlich, dass Kunze »Les Misérables« und weitere Musicals ins Deutsche übersetzte und mit Heiner Lürig auch selber erfolgreich ein Shakespeare-Musical geschrieben hat?

In den 2000ern ging Kunzes Popkarriere ein bisschen die Luft aus. Mit Musik Geld zu verdienen wurde immer schwieriger. Aufwendige Tourneen waren für ihn zu teuer. Freimütig gesteht Kunze ein, dass er mit schlagerecken Songs wie »Hunderttausend Rosen« versucht habe, sich neue Zielgruppen zu erschließen. Was nicht funktioniert habe. Seine Teilnahme an »Wer singt für Deutschland?« ist ihm keine Erwähnung wert. Beim Vorentscheid für den »Eurovision Song Contest« wurde Kunze mit seinem gar nicht mal so schlechten Song »Die Welt ist Pop« Letzter. Was aber sehr gut funktioniert, sind seine Soloauftritte. Nur er, seine Gitarre und ein oder zwei Mitmusiker. Sich von seinen Fans vorschreiben lassen, wie er sein soll, will er nicht. Er bleibt unberechenbar.

Die Autobiografie hätte gerne ausführlicher sein können. So ausführlich er seine

Kindheit und den Beginn seiner Karriere beschreibt, so schwammig wird er, wenn er sich der Gegenwart nähert. Über die Arbeit an seinen weiteren Alben erfährt man nichts mehr. Dabei wäre auch das hochinteressant gewesen. Aber hier kann man als Fan auf den Kunze-Podcast »Kunze über Kunze« hoffen, in dem er sämtliche Alben seiner Karriere chronologisch bespricht.

Das Jubiläumsalbum »Werdegang« ist ein zwiespältiger Genuss. Einerseits hat Kunze seine Fans die Songs der Kompilation wählen lassen. Gute Sache. Andererseits hat er sie anschließend neu eingespielt. Neueinspielungen durch den Originalinterpreten tun Klassikern selten gut. Der Max-Giesinger-Sound steht Songs wie »Finden Sie Mabel« oder »Meine eigenen Wege« nicht wirk-

lich. Dafür sind sie vom Songwriting her viel zu sehr im 80er-Pop verwurzelt. Hätte er doch lieber mit den Toten Hosen oder den Ärzten gearbeitet. Oder die Songs von anderen Künstlern neu interpretieren lassen.

Heinz Rudolf Kunze wird seinen Hörern noch eine Weile erhalten bleiben. Ein Ende ist nicht abzusehen. Was er als Nächstes macht, das weiß er wahrscheinlich selber noch nicht. Wege entstehen ja erst beim Gehen.

Heinz Rudolf Kunze/Oliver Kobold: Werdegang. Die Autobiographie. Reclam, 288 S., geb., 28 €; Heinz Rudolf Kunze: »Werdegang« (Meadow Lake Music/Rough Trade). Buch und Doppel-CD gibt es auch im Paket für 54 € bei Rough Trade.

ANZEIGE



Hans-Dieter Schütt
Klaus Lederer
Die Sterne über Berlin

272 Seiten, Paperback, 35 Abb., 18 €
ISBN 978-3-89809-186-2

Im Gespräch mit dem Publizisten Hans-Dieter Schütt gewährt Klaus Lederer Einblicke in seine politische Arbeit, seine Ansichten und auch in sein Privatleben. Der erprobte A-cappella-Sänger, Ausdauersportler und leidenschaftliche Literaturfreund zeigt sich dabei von den Seiten, die ihn zum beliebtesten Politiker der Stadt gemacht haben, provoziert aber zugleich mit seiner Haltung wider Normen und Biederkeit.

»Klaus Lederer sieht Berührungspunkte, wo andere Unvereinbarkeiten sehen. Er ist ein Mensch, der alles, das aus dem Nichts entsteht, gedeihen lässt.«
STEFAN WILLEKE, DIE ZEIT

Mit einem Vorwort von Gregor Gysi

Nichts geht zu weit

Wohin führt der digitalisierte Kapitalismus? In »Every« von Dave Eggers möchten die Menschen Maschinen werden

WERNER JUNG

Am Anfang der Lektüre stand durchaus Skepsis. Ob es wohl gelingen mag, eine Fortsetzung seines Bestsellers »Circle« von 2013 zu schreiben, der in der dystopischen Tradition von Orwells »1984« steht und anhand eines Internetkonzerns die Möglichkeiten ubiquitärer Überwachungsstrategien durchspielt? Ob es Dave Eggers wirklich schafft, die Schraube noch weiterzudrehen? Oder ob dabei bloß ein schaler zweiter Aufguss herauskommt?

Berechtigte Zweifel. Und doch hat der heilsichtige Zeitdiagnostiker Dave Eggers, mit »Every« wieder einen Roman verfasst, der zu heftigen und hoffentlich nachhaltigen Diskussionen anregen könnte.

Aus dem »Circle«-Unternehmen ist inzwischen unter dem Namen »Every« ein noch gigantischer Konzern geworden, der auf Treasure Island in der Bucht von San Francisco residiert. Geführt nun seit geraumer Zeit schon – und die Zeit der Handlung spielt in ungefährer, wenn auch nicht unbedingt entfernter Zukunft – von Mae Holland, der Protagonistin aus dem »Circle«-Roman, die von einer ehemals unbedarf-naiven Anfän-

gerin inzwischen zur zentralen Figur des Unternehmens aufgestiegen ist.

Unermüdlich arbeiten in verschiedensten Gruppen und Abteilungen Programmierer und andere Nerds an der Verbesserung der Menschheit, werden Apps und Tools entwickelt, die längst das smarte Wohnen in den Hintergrund gerückt haben – zugunsten eines umfassenden smarten Denk- und Lebensstils. Als da sind: Wohnungen und Häuser, deren Geräteapparat rigider digitaler Kontrolle unterliegt; analoge Überwachung findet noch an entlegensten Stränden statt. Es gilt: Kommunikationsmittel und -wege müssen allen zugänglich sein. Das heißt aber: Noch das simpelste Ansinnen auf Privatsphäre wird ausgeschaltet. Das Ideal der vollständigen Transparenz – oder wie es Mae Holland ausdrückt: Es geht darum, »dass alle Videos, alle Fotos, alle Dokumente, sobald sie einmal in der Welt waren, der Welt gehören«.

Zu den neuen Errungenschaften zählt zum Beispiel eine Literatur-App, die dafür sorgt, dass Texte den Lesern auch tatsächlich gefallen, nämlich dadurch, dass sie schlicht nicht zu lang geraten und auch keine unbequemen, eventuell unsympathischen Charaktere enthalten. Eine weitere

App beschäftigt sich mit den vorliegenden klassischen Texten: Sie werden »so verbessert, dass sie heutigen Standards und Leserlieben entsprechen«. Das meint wohl Optimierung. Und es wird weiter gedreht und geschraubt.

Das Gefühl, das einst Günther Anders in seiner »Antiquiertheit des Menschen« als »prometheische Scham« bezeichnet hat, dass wir Menschen uns vor der unbändigen Macht der selbst geschaffenen Apparaturen bis hin zur Drohung mit der Atombombe derart beeindruckt zeigen, dass wir uns schämen, keine Maschinen zu sein, das übersteigert Eggers ins Unermessliche. Denn was einmal in die Welt gebracht worden ist, wird auch gemacht, wobei die antiquierte Scham der puren Schamlosigkeit gewichen ist. So wird unter anderem ein Programm namens »Tav« (Takes a Village) entwickelt, »das es dem User ermöglichte, Kinder bei ihren Missetaten und Fehlritten zu filmen und zu taggen und diesen Beweis dann mit dem Trackingchip zu verbinden, die die meisten Kinder am Fußknöchel tragen«.

Die Gegenspielerin von Mae Holland ist die junge Delaney, die – eigentlich ein Parallelentwurf von Eggers zur frühen Mae – von der Überzeugung geleitet ist, als Mit-

arbeiterin sozusagen von innen gegen die finsternen Pläne des Konzerns zu arbeiten. Sie wird zunächst von ihrem Freund und von ihrer früheren Professorin unterstützt. Doch im Verlauf der Geschichte zeigt sich mehr und mehr, dass Opposition nicht mehr möglich ist, ja, dass diese korrumpiert und schlicht integriert wurde. No way out. Es gibt eben kein Außen zur Welt des »Überwachungs-kapitalismus« (Shoshana Zuboff).

Am Ende steht Delaney mutterseelenallein da. Einmal dämmert es ihr ganz kurz, dass vielleicht nur ein Monopol noch die Welt retten könnte – ein Zukunftsszenario, das Mae Holland dann unter gewaltigem Applaus ihrer Mitarbeiter*innen tatsächlich entwirft. Denn dann würden »das letzte bisschen Chaos, die letzten Ungewissheiten der Welt verdampfen wie Tau im Sonnenlicht. Wo es Lärm und Unordnung gegeben hatte, würde das leise Summen einer Maschine zu hören sein, die alles sah, alles wusste und am besten wusste – eine Maschine, die an der Vervollkommnung des Menschen und der Rettung des Planeten arbeitete.«

Dave Eggers: Every. A. d. Engl. v. Klaus Timmermann/Ulrike Wasel. Kiepenheuer & Witsch, 592 S., geb., 25 €.

ANZEIGE

Poesiealbum 365

Ilse Aichinger



»Jenseits des Sinns, diesseits der Sinne« – poetische Ereignisse im diesjährigen Heft der verfeimten Dichter

Märkischer Verlag Wilhelmshorst



Ausschnitt aus einem Gemälde von Miguel Gonzalez: Cortés Truppen landen an der Küste von Yucatan



FOTOS: RÜDIGER HECHT

Gerd Schumann wurde 1951 im holsteinischen Wilster geboren. Er war viele Jahre Redakteur und Korrespondent für verschiedene deutsche Tageszeitungen und veröffentlichte viele Reportagen und Hintergrundberichte vom afrikanischen Kontinent, aus der Karibik und vom Balkan. Sein Schaffen umfasst auch zahlreiche Buchpublikationen. Schumann lebt als Autor in Berlin und Mecklenburg.

Killer und Opfer

Zum Geleit

Hass war nur eine Legende / Krieg unbekannt /
Die Leute arbeiteten zusammen /
Hoben viele Steine / Transportierten sie zum
Tiefend / Viele starben dabei /
Aber sie erbauten mit bloßen Händen /
Was wir bis heute nicht schaffen /
Und ich weiß, dass sie dort lebt /
Und sie liebt mich bis zum heutigen Tag /
Ich kann immer noch nicht erinnern, wann /
Oder wie ich meinen Weg verloren hab. /
Er kam über das Wasser getanz / Cortez, Cortez /
Was für ein Killer.

Neil Young (1975), »Cortez the Killer«

Im Königreich Spanien, noch unter der Franco-Regentschaft 1975, geriet das Songepos »Cortez the Killer« auf die Verbotliste der Diktatur. Neil Young beschrieb darin die Hochkultur der Azteken, in die die Mörder aus Übersee einfielen. Der kanadische Musiker und Dichter projizierte seine eigenen Vorstellungen von einer lebenswerten Zukunft auf die vorkoloniale Vergangenheit Amerikas – ein Denkanstoß aus der Nach-Hippie-Phase der 68er. Er wirkte anregend für retrospektiv-phantastische Ausflüge in eine andere Welt und deutete zugleich die Dimension des Verlusts an, den der Angriff des Kolonialismus auf ein florierendes Gemeinwesen angerichtet hatte.

Mit seiner sympathisierenden Idealisierung der von Fremdherrschaft noch unbehelligten Gesellschaftsformationen und deren – sehr persönlich gefasste – Transformation in die Gegenwart bewirkt Young einen seltenen, äußerst schönen Effekt beim Zuhörenden. Der Sänger lenkt das Interesse auf eine durchaus vorstellbare, vielleicht reale Lebensweise, die nicht nur physisch beseitigt wurde: Sie sollte mit allem, was sie ausgemacht hatte, was auf eine gewachsene, hochentwickelte Kultur hindeutete, was vielleicht sogar als eine Form »kommunistischer Gemeinschaft« (Franz Josef Degenhardt, »Inka Lied«) interpretiert werden konnte, auf immer verschwinden. Sich erinnern kann bedeuten, eine bessere Vergangenheit als Vorbild für eine bessere Zukunft zu verstehen.

Der Zeitenbruch, der sich mit der Invasion der Kolonisatoren auf den Kontinenten der südlichen Erdhalbkugel und auch in Nordamerika vollzog, blieb bis heute ein seltsam anonymer Vorgang. Zwar tauchen am Rande der Geschichte auch Täter und Opfer auf, es fließt Blut, es wird geplündert und gebrandschatzt; jedoch wird das Verbrechen, das das vorkoloniale Zeitalter, also eine tendenziell eher friedliche Epoche, beendet, nahezu vollständig verdeckt von einem Schleier, gewoben aus Schlagworten wie: »Fortschritt« oder »Zivilisation«, »Christentum« oder »segensreiches Wirken«. Hinter ihm verschwinden die vorher gelebte Wirklichkeit, die Kulturen, das gesellschaftliche Sein. Oder die Verhältnisse werden umgedichtet zum Gegenpol der vorgeblichen Kolonialerrungenschaften: Dann ist von »Wilden« oder »Primitivität« die Rede.

Die indigenen Gesellschaften, so Rosa Luxemburg, werden mit negativen Begriffen belegt, die Entwicklungsphase der früheren Menschheit ohne Privateigentum wird gleichsam dargestellt als »eine minderwertige, beschämende Vorstufe der Zivilisation, eine halb tierische Existenz, auf die die heutige Kulturmenschen nur mit herablassender Geringschätzung blicken kann«. Und eben jene behauptete »Zivilisation« sei schließlich als das »eigentliche gesittete, das menschenwürdige Leben der Gesellschaft« vermittelt worden – und

also eine Sichtweise auf die Geschichte, die noch heute kursiert. (Luxemburg, Bd. 5: 607) Sie dient der Legendenbildung und verstellt die Wahrheit.

Schließlich seien die Konquistadoren, konstatiert der Historiker Howard Zinn, »nicht in eine öde Wildnis« gekommen, »sondern in eine Welt, die teilweise genauso dicht besiedelt war wie Europa selbst, wo die Kultur komplex, die zwischenmenschlichen Beziehungen gleichberechtigter waren als in Europa, und wo das Verhältnis zwischen Männern, Frauen, Kindern und der Natur vielleicht wunderbarer geordnet war als irgendwo sonst auf der Welt.« (Zinn 2007: 28) In der Behauptung der Kolonisatoren, ihre Zivilisation sei überlegen und müsste den Unterliegenden aufzuzwingen werden, spiegelt sich die Arroganz von Macht.

Bis heute beschäftigen sich die Geschichtswissenschaften meist nur oberflächlich – oder eben relativierend – mit einst existenten Formen des Zusammenlebens, die Eroberern wie Hernán Cortés (1485-1547) in die Hände fielen; oder den vielen anderen enthemmt wütenden Killern, die aus der Alten Welt mit ihren Kanonen und Gewehren und ihrem Know-how übers Wasser des Ozeans »getanz« kamen, nach Westafrika, in die Südsee, nach China und eben in die Amerikas von Neil Young, zu den indigenen Völkern des Nordens, zu den Azteken nach Mexiko. Oder zu den Aruak und Kariben in »Klein-Venedig«, wie das von Christoph Kolumbus auf seiner dritten Amerika-Reise 1498 entdeckte Venezuela genannt wurde.

Dort erledigte dann, dreißig Jahre später, das deutsche Patriziergeschlecht der Welser, eines der reichsten Handelshäuser Europas, den Rest des Vernichtungswerks an der Bevölkerung. In »Weserland« Venezuela, das den Deutschen 1528 vom spanischen König Carlos I., als Karl V. zugleich deutscher Kaiser, übertragen worden war, und auf den Karibikinseln entstanden Zuckerrohrplantagen, zwangsbewirtschaftet von den versklavten Ureinwohnern. Als »hervorragende Bodenbauer« hatten diese »vor Ankniff der Europäer vom oberen Rio-Negro-Gebiet aus weite Regionen« landwirtschaftlich erschlossen. (Meyers Neues Lexikon 1972, Bd. 1: 509) Die Kariben waren zudem hervorragende Seefahrer und Fischer, in deren Einbäumen bis zu 50 Mann Platz fanden. Nun wurden sie und ihre Kultur von den ersten deutschen Kolonisierern verstümmelt und vernichtet – durch Zwangsarbeit, Misshandlungen, Unterernährung, Seuchen. In manchen Gegenden überlebte niemand von ihnen.

Leid kam über die Menschen und Gesellschaften. Geschichte und historische Überlieferungen eines ganzen Kontinents blieben auf der Strecke, gestrichen aus dem Weltgedächtnis. Niemand der Entdecker, Forscher, Abenteurer, Missionare aus der nördlichen Hemisphäre traf in der südlichen

auf menschenleere und ungenutzte Gebiete, überall existierten Gesellschaften. Auch der Brandenburger Kurfürst Friedrich Wilhelm drang in sie ein, als er 1682 die Festung Groß Friedrichsburg am Golf von Guinea errichten ließ. Er tat es mit, unter anderen, dem erklärten Ziel, mit »schwarzem Elfenbein« handeln zu wollen, mit entführten Afrikanern, die als Stückgut verpackt und als Waren verkauft, Portugal, Holland, England und Frankreich reich machten.

Allein der deutsche Kolonialismus führte im historisch kurzen Zeitraum seiner Existenz als Kolonialreich drei große Kriege in China und Afrika, schlug Dutzende Aufstände nieder, plünderte und vergewaltigte und etablierte seine Herrschaft mit einer Grausamkeit, die retrospektiv betrachtet kaum fassbar ist. Die Dimension der Unterdrückung ist so ungeheuer, dass Verdrängung und Verharmlosung den Umgang mit ihr prägen. »Der menschliche Geist steht ratlos und gebannt da vor seiner eigenen Schöpfung«, zitiert Rosa Luxemburg Lewis Henry Morgan.

Der Völkerkundler und Soziologe Morgan (1818-1881) hatte nach Feldforschungen bei den irokesischen Völkern Nordamerikas in seiner Arbeit »Die Urgesellschaft« die allgemeine, vorkoloniale Existenz gemeinschaftlichen Eigentums an Grund und Boden nachgewiesen. Es verschwand mit dem – von Mord und Totschlag begleiteten – Eintreffen der Gier.

»Er kam über das Wasser getanz / Cortez, Cortez / Was für ein Killer« – dieses Buch über die deutsche Variante des Kolonialismus, der die Herrschaft des Reichtums voraussetzt und sich als »Zivilisation« bezeichnet, ist allen kolonialen Opfern gewidmet.

Vorwort

Auf der Kaiserstraße damals

Weit südlich des Äquators, am Wendekreis des Steinbocks, liegt der November im Frühsommer. Die Sonne brennt, heftige Windböen treiben vertrocknete Dornbüsche und Sträucher über die breite Teerlandstraße vor der Hauptstadt, schnurstracks gezogen durch trockenes, gräserbewachsenes, weites Savannenland. Eine Szene, bizarr und spröde. So erinnere ich Namibia 1989, so sieht es im Südwesten Afrikas außerhalb der Regenzeit häufig aus. Und doch war dieses Jahr besonders. Die – neben der Westsahara – letzte Kolonie Afrikas sollte endlich und tatsächlich unabhängig werden.

Bis zum Ende des Ersten Weltkriegs als »Deutsch-Südwestafrika« die einzige Siedlungskolonie des Deutschen Reiches, danach unter südafrikanischer Kontrolle, erlebte Namibia fünf aufregende Wahltage. Erstmals in der Geschichte

niale Vergangenheit ist nicht tot, sie ist nicht einmal vergangen.

Bis 1914 brach der deutsche Kolonialismus drei Kriege vom Zaun. Sein Völkermord in Südwestafrika ist inzwischen wieder präsent, der in Südostafrika wird weiterhin verdrängt. Nach dem Ersten Weltkrieg verschwand zwar der Kaiser, aber nicht die Kaiserstraße. Deutscher Kolonialismus? Das Thema wurde 100 Jahre lang verdrängt. Gerd Schumann erzählt seine Geschichte.

Kaiserstraße



Das deutsche Kolonialimperium war ein Spätstarter, der früh scheiterte. Ab 1884 etablierte sich das Kaiserreich in Afrika, Nordostchina und im Pazifik – im Ersten Weltkrieg verlor es sämtliche Kolonien wieder. Doch gab es ein Davor und ein Danach. Die deutschen Kolonialverbrechen sind nicht vergessen in Namibia und Kiautschou, Kamerun und Tansania, auf Samoa und Neuguinea. Die kolo-

durften ausnahmslos alle Einwohner, und auch die Tausenden nun zurückkehrenden »Exilees« (politische Flüchtlinge), über ihre Zukunft abstimmen; eben jene fast 95 Prozent der Bevölkerung am Golf von Guinea errichten ließ. Er tat es mit, unter anderen, dem erklärten Ziel, mit »schwarzem Elfenbein« handeln zu wollen, mit entführten Afrikanern, die als Stückgut verpackt und als Waren verkauft, Portugal, Holland, England und Frankreich reich machten.

Und plötzlich taucht die Stadt auf, einer Fata Morgana in der dürren Wildnis gleich. Gepflegte, grüne Oase mit Bauwerken aus Stein, Glas und Beton links und rechts der »Kaiserstraße«, manche Prachthäuser im Kolonialstil von vor hundert Jahren dazwischen. Windhoek, die »windige Ecke«, gelegen in einem weiten Tal zwischen den Onjati-Erosbergen im Nordosten, dem Khomas-Hochland im Westen und den südöstlichen Anasbergen. Hier scheint so manches wie zu Kaisers Zeiten zu sein – demnächst wird sogar Weihnachten gefeiert werden mit Tannenbäumen, Lichterketten, erzgebirgischem Schwibbogen, mit »Stille Nacht« und »Schneeflöckchen«. Aber natürlich ohne Schnee.

»No more Burenland«, »Nie wieder Burenland« skandieren die Menschen vor dem Luxus-hotel Hilton Windhoek. Sie begrüßen auf ihre Art einige hochrangige Besucher aus dem Staat der Apartheid nebenan, sind aus dem Township Katutura von außerhalb der Stadt gekommen. »Katuratura« heißt übersetzt aus der Sprache der Herero so viel wie »Der Ort, an dem wir nicht leben möchten«. Einige von ihnen waren bereits 1959 dabei gewesen, beim Aufstand in ihrer angestammten Siedlung »Old Location« (Alte Werft). Viele Menschen starben damals in dem Massaker am 10. Dezember, darunter die Aktivistin Anna Mungundu. Viele wurden verletzt. Es war die Geburtsstunde der südwestafrikanischen Befreiungsbewegung SWAPO (South-West Africa People's Organisation). Noch vor nicht allzu langer Zeit durften die Schwarzen Windhoek abends nach sechs Uhr nicht mehr betreten. Die Stadt sollte »weiß werden«, sie wurde weiß gemacht, Old Location geräumt und eingeebnet.

Das ist Geschichte aus einer Zeit, die gerade abgewickelt wird, so scheint es. Doch plötzlich prallt deutsche Schlagermusik aus dem Kofferradio, fremde Klänge dröhnen über die geschäftige Kaiserstraße. »Das ist die Berliner Luft« und »Ich hab' so Sehnsucht nach dem Kurfürstendam«, vom »Koffer in Berlin« wird gesungen an diesem 10. November 1989, ausgestrahlt vom deutschsprachigen Sender der Southafrican Broadcasting Corporation (SABC) in der Pettenkofferstraße, Windhoek-West. Die Berliner Mauer sei gefallen, heißt es im Trubel um die Wahlen. Ungläubiges Kopfschütteln, Nachdenklichkeit in einer Doppelwende-Situation. Die einen werden unabhängig, die anderen werden – ja was ...?

Gerd Schumann: Kaiserstraße
Der deutsche Kolonialismus und seine Geschichte
239 Seiten, Paperback
16,90 EUR
ISBN: 978-3-89438-764-8
Erschienen im Verlag Papyrossa

Die besten Weltuntergänge (ohne die Grüne Partei)



ILLUSTRATION VON SPERBER/VALETT KINDERBUCH

Die alte Frage »Wie wollen wir leben?« beantwortet Andrea Paluch (Text) und Annabelle von Sperber (Illustrationen) in ihrem schönen und intelligenten Kinderbuch »Die besten Weltuntergänge«. Angesichts der Klimakatastrophe wird sie mit ganz anderer Dringlichkeit gestellt als früher im Philosophieseminar.

Im Klappentext steht: »Die Welt, wie wir sie kennen, wird untergehen. Und was kommt dann?« Paluch entwirft zwölf Szenarien, manche sind beglückend, viele bedrückend. Nehmen wir mal an, die Luft wird so dünn, dass man sie nicht mehr atmen kann. Dann können sich Menschen nur noch in luftdichten Gebäuden und Fahrzeugen aufhalten. Oder mit einer Art Taucherglocke auf dem Kopf. Man kann dann die Fenster nicht mehr aufmachen, an jedem Ausgang gibt es Luftschleusen, die Häuser sind per Glasröhren miteinander verbunden. Merke: »Die Natur außerhalb der Gebäude hat sich angepasst und die Menschen kennen die neuen Tier- und Pflanzenarten nicht mehr.«

Oder der Meeresspiegel ist so stark angestiegen, dass die ganze Welt nur noch aus kleinen Inseln besteht, auf denen platzsparend Hochhäuser errichtet sind.

Und wer es sich leisten kann, wohnt auf schwimmenden Häusern. Es gibt keine Autos mehr, nur noch Boote, und wer nicht schwimmen kann, wird nicht eingeschult. Gemüse wird auf künstlichen Inseln angebaut, Kartoffeln sind eine Delikatesse, Krebse, Muscheln und Krabben sind dagegen Grundnahrungsmittel – »besonders der Algensalat ist verhasst, muss aber sein, wegen der Vitamine.«

Oder die Menschen leben in fliegenden Städten, die als riesige Raumschiffe im Weltall kreuzen, Tiere gibt es da nicht mehr. Oder es gibt auf der Erde nur noch Straßen, und alles geht ganz langsam, aber sehr gemütlich. Oder es beginnt das Zeitalter der Dürre, und »etwa die Hälfte der Menschheit ist verdurstet, ebenso wie ein Großteil der Tiere«. Die Menschen leben in bewaffneten Gruppen, die durch die Lande ziehen, wie in dem Kinofilm »Mad Max«. Wird die Grüne Partei an der Regierung diese Zustände verhindern, wie sie es einst versprochen hat? Wohl kaum. cm

Andrea Paluch/Annabelle von Sperber: Die besten Weltuntergänge. Was wird aus uns? Zwölf aufregende Zukunftsbilder. Klett Kinderbuch, 32 S., geb., 16 €.

Frau mit rotem Ballon

Hätten Sie's gewusst? »Die unbekannte Astrid Lindgren« war auch eine gute Verlegerin und Lektorin

ALFONS HUCKEBRINK

Zu Leben und Werk so mancher bekannter Persönlichkeit scheint alles gesagt und fast alles bekannt geworden zu sein. Ihr Bild empfindet die Nachwelt als abgerundet, was zumeist »abgeschlossen« bedeutet. Zu diesen Persönlichkeiten zählt Astrid Lindgren, Schwedens erfolgreichste und weltweit bekannte Kinderbuchautorin.

Umso mehr überrascht es, wenn jemand ein weiteres, bisher gänzlich unbeachtet gebliebenes Kapitel dieser Lebensgeschichte aufschlägt und ebenso material- wie facettenreich dokumentiert: Astrid Lindgren als erfolgreiche Verlegerin. Kjell Bohlund ist das Kunststück gelungen, mit einer überaus spannenden Darstellung, die bereits 2018 in Schweden erschien und endlich auch, erweitert um zwei Kapitel über Lindgrens langjährige Geschäfts- wie Freundschaftsbeziehung zu ihrem Hamburger Verleger Friedrich Oetinger, auf Deutsch vorliegt.

24 Jahre arbeitet Lindgren beim schwedischen Verlag Rabén & Sjögren. Offiziell als Lektorin angestellt – die erste auf Kinderbücher spezialisierte überhaupt –, entwickelt sie in Wahrheit das Kinder- und Jugendbuchprogramm und betreibt es in eigener

Verantwortung. Sie übernimmt ökonomisch betrachtet »ein sinkendes Schiff« (wie eine Kapitelüberschrift lautet) und rettet es vor dem Untergang.

Jeden Morgen sitzt sie zu Hause an ihren eigenen Werken; nachmittags arbeitet sie von 13 bis 17 Uhr im Verlag. Ein enormes Pensum, das Disziplin voraussetzt und ihr enorme Effektivität abverlangt. Bei all dem bleibt sie, wie die Zitate zahlreicher Zeitgenossen belegen, stets freundlich und begegnet ihren Autor*innen bis in den Tenor der eigenhändig verfassten Absagen mitfühlend und aufmunternd. Margareta Strömstedt, selbst Schriftstellerin und Astrids gute Freundin, urteilt in ihrer Biografie: »Sie war unermüdet, wenn es darum ging, jemanden, der festgefahren war oder das Gleichgewicht verloren hatte, zu ermuntern und zu stützen. Sie war zartfühlend, aber streng.«

Unter ihrer Leitung erhebt sich die Kinderbuchabteilung des prekären Verlags – der ihr erstes Manuskript 1944 und zu Weihnachten 1945 ihren zweiten Titel »Pippi Langstrumpf« veröffentlicht, nachdem sie von Bonnier, Schwedens größtem Verlag, eine schnöde Absage erhalten hat – auf eine qualitativ völlig neue Höhe. Dabei arbeitet sie bis 1970 eng mit Dr. Hans Rabén, zunächst Miteigentümer, später Geschäftsführer des Unternehmens, zusammen. Ihre

Doppelrolle als berühmte Autorin, deren Verkaufszahlen dem Verlag die weitaus größten Einnahmen verschaffen, und Lektorin meistert sie trotz mancher Anfeindungen mir der ihr eigenen Unbefangtheit glänzend.

Sie übernimmt »ein sinkendes Schiff« und rettet es vor dem Untergang.

Sie erweist sich zudem als kluge Geschäftsfrau, die sich zur Sicherung der finanziellen Grundlagen nicht scheut, auch seichtere, leicht verkäufliche Titel ins Programm aufzunehmen. So sichert sie dem Verlag die Rechte an der gesamten »5 Freunde«-Produktion der englischen Autorin Enid Blyton und muss sich darob manche Kritik gefallen lassen, vor allem von ihren Autor*innen, denen sie entgegenhält, dass sie mit den »5 Freunde«-Überschüssen die Publikation anspruchsvoller Manuskripte finanzieren kann.

Kjell Bohlund stellt detailliert dar, wie Astrid Lindgren sich auf allen Gebieten der Verlagstätigkeit bewährt: wie sie die Stellung der Illustrator*innen aufwertet, den Verkauf der Rechte ins europäische Ausland ankurbelt, sich um soziale Probleme ihrer Autor*innen kümmert – und so maßgeblich zum »goldenen Zeitalter« der schwedischen Kinderbuchliteratur beiträgt.

Natürlich geht es auch bei ihr nicht ohne Konflikte ab. Und diese, etwa Auseinandersetzungen mit dem bekannten Illustrator Björn Berg, u. a. ihr »Michel«-Zeichner, der bei Rabén & Sjögren erstmals für seine Berufsgruppe eine prozentuale Beteiligung am Umsatz durchsetzt, werden anhand passend gewählter Briefausschnitte plausibel dargestellt. Berg erteilt sie mitunter Ratschläge zur Optimierung der Cover-Gestaltung: »Lieber Björn, sei jetzt bitte nicht geknickt! Eine Frau und ein roter Ballon – das ist doch schnell gemacht, oder?« Am Ende bekommt sie ihre Wunschzeichnung, wenngleich mit gelbem Ballon.

Kjell Bohlund hat der weltweiten Astrid-Lindgren-Gemeinde ein reich illustriertes Buch voller Überraschungen geschenkt, das Einblicke in einen Arbeits- und Lebensbereich gewährt, der bisher im Verborgenen blieb. Eine kurzweilige Erzählung – dank Nora Pröfrock's Übersetzung auch auf Deutsch – mit beträchtlichem Informationsgehalt, die

ihre Leser*innen in den Bannkreis einer bestaunenswerten Persönlichkeit zieht.

Kjell Bohlund: Die unbekannte Astrid Lindgren. Ihre Zeit als Verlegerin. A. d. Schwed. v. Nora Pröfrock. Friedrich Oetinger, 224 S., geb., 20 €.

ANZEIGE

Ein besonderer Leckerbissen im weihnachtlichen Lektüremenu

Birgit Jochens
Zwischen Ambition und Rebellion
Karrieren Berliner Kochbuchautorinnen
192 Seiten, 132 Abbildungen, 25 Euro
www.verlagberlinbrandenburg.de

Sokrates und das Wollhaarmammut

Hm, wie war das noch mal mit der Entwicklung der Menschheit? Peter Goes erklärt technische und zivilisatorische Entwicklungen auf Panoramabildern

SILVIA OTTOW

Ab wann konnten Menschen Feuer anzünden? Wo kommen die Werkzeuge her? Wie bearbeiteten die Menschen den Acker, welche Tiere hielten sie? Was für Sprachen benutzten sie, welche Schrift? Wo lebten sie? Wann begannen sie Städte zu bauen, und wie sahen die aus ... ?

Von der Speerspitze aus Holz über die ersten Toiletten und die Entwicklung der Computer bis hin zum anspruchsvollen Plan, ausgestorbene Tierarten wie das Wollhaarmammut wieder zum Leben zu erwecken, reicht die ungewöhnliche Bildgeschichte der Menschheit des Niederländers Peter Goes. Seine Streifzüge durch die Entwicklung unserer außergewöhnlichen Spezies beginnen in der Altsteinzeit vor ungefähr 3,3 Millionen Jahren und reichen bis ins Jahr 2020, ins Hier und Jetzt.

Normalerweise endet so ein außergewöhnlich umfangreiches Unterfangen mit vielen Regalmeter dicker Buchbände, überfüllt mit Zahlen und Fakten, langatmig, detailreich und schwer verständlich. Das wird dann unter dem Begriff Expertenwissen subsumiert. Goes aber nimmt ein paar Abkürzungen. Er hat seine Zeitreise durch Wissenschaft und Technik auf einige markante Entwicklungen und Erfindungen begrenzt. Diese ganz persönliche Auswahl hat er in großformatige Panoramen unterteilt, auf denen

wie an einer Pinnwand eine Tendenz gezeichnet wird, untermauert mit knappen Wortklärungen. So sieht man auf einen Blick, wohin die Reise der kleinen Menschlein in der jeweiligen Zeit ging, wie sie lebten, sich kleideten, sich fortbewegten oder was sie sich Neues ausdachten.

Plötzlich wird dem Betrachter nach wenigen Bildern und Sätzen klar, was beispielsweise die alten Griechen für die Menschheit leisteten. Deren Kultur entwickelte sich im 5. Jahrhundert vor Christus um die Stadt Athen herum. An die Stelle eines Königreiches traten damals mehrere unabhängige Stadtstaaten, von denen die Macht ausging, schreibt Goes. Einer davon war Athen.

Die Griechen entwickelten mit der Philosophie eine Methode, die Welt um sich herum zu bereifen, indem sie die Erde, die Meere, Berge und den Himmel beobachteten und daraus Gesetzmäßigkeiten ableiteten. Das hat Hippokrates, indem er Krankheiten diagnostizierte und Behandlungen dagegen empfahl.

Bis dahin hatte man Einschränkungen der Gesundheit als Strafe der Götter betrachtet. Das kommt übrigens in Goes' Zeichnung eines Kranken sehr schön zum Ausdruck: Er wird von kleinen Teufelchen zum Hippokrates geschleppt, der ihn nachdenklich betrachtet und vermutlich schon eine Idee hat, wie man ihm helfen könnte. Jedenfalls sieht es ganz danach aus.

Der Denker Sokrates, eine andere bekannte Persönlichkeit aus dieser Zeit, machte sich auf dem Gebiet der Lehre verdient. Er versuchte, die Wahrheit hinter den Sachverhalten ans Licht zu bringen und entwickelte Fragetechniken dazu. Sein Schüler Platon wiederum schrieb viele von diesen Erkenntnissen nieder, sonst wären sie verloren gegangen.

Selbstverständlich braucht Goes für seine überdimensionalen Ansichten die entsprechenden Formate. Sein Buch überragt normale Bilderbücher um das Doppelte und ist als Lektüre für die weite Zugfahrt zur Oma eher ungeeignet. Man muss sich schon an einen Tisch setzen und schauen und blättern. Dafür gibt es dann aber auch viel zu entdecken und zu begreifen. Nicht nur für Kinder, durchaus auch für Eltern, Großeltern, Tanten oder Geschwister.

Alle können später bei den zahlreichen Fernsehreportagen mit ihrem Wissen brillieren oder den Schulunterricht bereichern. Im besten Fall wächst das Verlangen, der einen oder anderen Sache tiefer auf den Grund zu gehen, denn Goes' Texte sind nicht annähernd so perfekt wie seine Zeichnungen mit den sympathischen kleinen Zeitreisenden als Protagonisten, die staunenden und spielenden Kindern sehr ähnlich sind.

Peter Goes: Die Zeitreise. Wissenschaft und Technik. A. d. Niederländ. v. Christina Brunnenkamp. Beltz & Gelberg, 72 S., geb., 24,95 €.

ANZEIGE

Gerd Schumann

Kaiserstraße
Der deutsche Kolonialismus und seine Geschichte

Gerd Schumann
Kaiserstraße
Der deutsche Kolonialismus und seine Geschichte

Die deutschen Kolonialverbrechen sind nicht vergessen in Namibia und Kamerun, in Kiautschou oder auf Samoa. Die koloniale Vergangenheit ist nicht tot, sie ist nicht einmal vergangen. Der Völkermord in Südwafrika ist wieder präsent, der in Südafrika wird weiter verdrängt. Zwar verschwand der Kaiser, nicht aber die Kaiserstraße.

ISBN 978-3-89438-764-8 | 239 Seiten | € 16,90

Aert van Riel

DIE SCHWARZE INTERNATIONALE
Wie CDU und CSU Weltpolitik machen

Aert van Riel
Die Schwarze Internationale
Wie CDU und CSU Weltpolitik machen

Umsturz in der Ukraine, Putsch in Bolivien, Massenproteste in Bulgarien: Die Stiftungen von CDU und CSU nehmen international Einfluss, um eine neoliberale Politik zu forcieren – bis hin zur Rückenbedeckung rechtsextremer Kräfte. Aert van Riel zeigt, wie konservative Kreise auch ohne Militäreinsatz die Weltpolitik beeinflussen.

ISBN 978-3-89438-765-5 | 195 Seiten | € 14,90



Macht mal ein bisschen mehr Natur und weniger Kirchen...

77 Texte über den Reichtum des Heiligen Landes, über Buntes, Anziehendes und Vielfältiges, über Verstörendes, Widersprüchliches und Himmelschreiendes

Vorwort

Werte Leserin, werter Leser, manche haben Israel und die besetzten palästinensischen Gebiete längst abgeschrieben. Sie wollen nichts mehr von dieser Region hören, aus der seit 140 Jahren meist Deprimierendes zu uns dringt: Unruhen, Ausschreitungen, Gewalt und Gegengewalt. Dass Sie zu diesem Buch gegriffen haben, freut mich und zeigt: Sie haben noch einen Funken Hoffnung! Oder: Sie wollen etwas jenseits von Gewalt und Terror lesen. Oder: Sie wollen hinter Gewalt und Terror schauen.

Sie werden auf den nächsten Seiten Zahlen in der Überschrift finden, doch handelt es sich dabei um keine Jahreszahlen. Es sind angenehme, überraschende, verblüffende Zahlen, aber auch schockierende. Man könnte beim Heiligen Land fast von heiligen und unheiligen Zahlen

sprechen. Sie berühren unterschiedlichste Lebensbereiche: Von Ausgangssperre bis Zugvögel streife ich Themen wie Archäologie, Frieden, Küche, Kultur, Natur, Politik, Religion, Sprachen bis zum Sport. Viele Texte entspringen einem eigenen Erleben, einer Begegnung im Heiligen Land oder einem Interview, das ich führte. Stellenweise lasse ich Sie an eigenen Gedanken, Gefühlen, Träumen teilhaben.

Alle Geschichten – bis auf die letzten zwei – habe ich unter Mühen auf eine Doppelseite gepresst, auch das heikle Thema Wasser. Da ist es nur zu verständlich, dass manches ungesagt bleiben muss und nur angeschnitten werden kann. Ich habe mich bemüht, das Wesentliche unterzubringen. Kleiner Trost: Jeder Text lässt sich dank Quellenangaben und Tipps zum Weiterlesen vertiefen; mitunter finden Sie dort auch wichtige Informationen rund um das Interview oder beispielsweise die Notiz, dass meine E-Mail an eine Institution zwecks Recherche nie beantwortet wurde.

Zusätzlich finden Sie Listen mit allgemeinen Bücher-, Film-, Internetseiten- und Webinar-Tipps. Der vorletzte Text dokumentiert eines meiner schlimmsten Erlebnisse als Journalist in Jerusalem: den Abriss eines palästinensischen Hauses mitzerleben, zumal im Winter. Dafür brauchte ich vier Seiten. Gleiches gilt für die letzte Geschichte, eine der Hoffnung und Zuversicht, mit der ich den Hauptteil beschließe und ein Licht am Ende des endlos scheinenden Nahosttunnels aufscheinen lasse.

Hinter manchen Zahlen verbergen sich ebenso viele Schicksale, schlaflose Nächte, Ängste, Sorgen. Es sind Zahlen, die den Unfrieden zwischen Israelis und Palästinensern bezeugen oder eine Facette der israelischen Militärbesatzung in den palästinensischen Gebieten widerspiegeln. Dieser Termin der Besatzung taucht in deutschsprachigen Medien kaum auf, ist aber ein Faktum.

Was will dieses Buch?

Es will den Reichtum des Heiligen Landes abbilden, das Schöne und Anziehende, Bunte und Vielfältige, Erstaunliche und Bewundernswerte. Es will jedoch auch die Widersprüchlichkeit und Zerrissenheit zeigen, Ungereimtheiten und Himmelschreiendes. Und es möchte einige der Initiativen porträtieren, die Brücken über Gräben bauen und Zerrissenes heilen wollen.

Ich wünsche Ihnen Offenheit, sich auf dieses Buch einzulassen!

Goldbach bei Aschaffenburg (Bayern), im August 2021
Johannes Zang

43 Nationalparks laden ein

»Macht mal ein bisschen mehr Natur und weniger Kirchen«, riet mir der israelisch-jüdische Reiseführer Assaf Zeevi beim Erfahrungsaustausch im Kibbuzferiendorf Ma'agan am See Genezareth. Damit empfahl er genau das, was ich als Reiseleiter seit jeher praktiziere. Bei einer zehntägigen Rundreise baue ich mindestens vier Spaziergänge oder Wanderungen ins Programm ein: in der Oase Ein Gedi am Toten Meer, durchs Wadi Qelt in der jüdischen Wüste, über den Berg der Seligpreisungen und vom Baniyas-Wasserfall nach Cäsarea Philippi. Erst- und letztgenannter Spaziergang finden in einem israelischen Nationalpark statt. 43 davon sind über das ganze Land verteilt; die Parks Herodion oder Qumran befinden sich im besetzten palästinensischen Westjordanland in israelischer Hand und sind historisch-archäologische Stätten.

Als ich 1986 wie viele andere vorwiegend jugendliche Abenteurer vom Baniyas-Wasserfall in das Becken sprang, in das er sich ergießt, war dort noch kein Nationalpark eingerichtet. Man konnte sich ohne Eintrittsgebühr und wachsamer Ranger in der grünen Wasseroase aufhalten.

Manche der Nationalparks wurden bereits in den 1960er-Jahren zu solchen erklärt, andere erst vor wenigen Jahren. Betreut werden sie von The Israel Nature and Parks Authority (INPA). Viele der mit einem Steinbock-Emblem markierten Nationalparks sind beliebte Ziele für Schul- oder Armee-Ausflüge, darunter der erwähnte Ein-Gedi-Nationalpark, in dem man in Sichtweite zum Toten Meer auf sehr viel Leben trifft: auf Steinböcke und Klippdachse, natürliche Wasserbecken und -fälle, Schlingpflanzen und Balsamsträucher.

Mancher Nationalpark wurde in den Rang einer UNESCO-Welterbestätte erhoben wie die Felsenfestung Massada (2001), in der man auf Spuren von Herodes d. Gr. stößt (z. B. Nordpalast), auf jene von jüdischen WiderstandskämpferInnen gegen die Römer (z. B. Synagoge und Kolonbarien) oder byzantinischer Mönche des 6. Jahrhunderts (Kirchenruine mit Mosaiken). Mittlerweile finden sich auch die Nationalparks von Tel Meggido oder Mamshit, der Nabatäerstadt im Negev, auf der begehrten Liste.

Daniel Kleine-Kraneburg hat 2016/17 in Jerusalem einen Internationalen Jugendfreiwilligen-

dienst geleistet. Seine Liste an Wandertouren, Sehenswürdigkeiten und Aussichtspunkten wurde stetig länger, so dass er gestehen musste, sie sei »nicht in drei Monaten, nicht in einem Jahr und auch nicht in fünf« abzuarbeiten. »Beim Wandern oder Spazieren in der Natur hört man auf, die Erlebnisse anderer zu konsumieren. Man fängt an, die Ruhe, die Weite, die Leere der Wüste aufzunehmen, zu genießen oder auch mit dem zu füllen, was in einem vorgeht. Häufig benutzt man sardonisch den Ausdruck »über Gott und die Welt reden«. Aber das trifft sehr gut, was ich auf den Wanderungen erlebt habe.«

Nach 60 Reisebegleitungen mit schätzungsweise 2000 Teilnehmern weiß ich aus erster Hand: Wandern in der Wüste oder in Galiläa tut not, um die bunten, schnell wechselnden, oft widersprüchlichen Eindrücke des Landes zu bedenken und zu verdauen. Angie aus der Nähe von Passau hatte »besonders in der Wüste göttliche Momente«. Auch Thomas war von der Halbtageswanderung durch das Wadi Qelt erfüllt: »Der Gang durch die Wüste hat mich wahnsinnig beeindruckt«, sagte er rückblickend. Nicht nur bei diesen beiden hat eine Wanderung tiefere Spuren hinterlassen als eine heilige Stätte.

21 Vogelarten sind nicht koscher

Sogar der Klebstoff auf israelischen Briefmarken ist koscher. Wie bitte? Das hebräische Wort »kasher« (dt. koscher) bedeutet »geeignet, erlaubt« und meint im Wesentlichen Essen und Trinken. Die Kaschrut – so das Hauptwort – umfasst vier Bereiche:

1. die Art des Schlachtens (Schächten genannt)
2. reine und unreine Tiere
3. Welche Lebensmittel dürfen zusammen verzehrt werden, welche nicht?
4. der zeitliche Abstand zwischen fleischiger und milchiger Mahlzeit

Ohne zu sehr ins Detail zu gehen, sei dies gesagt: Das geschlachtete Tier muss ganz ausbluten. Dies überwacht ein Vertreter des jüdischen Rabbinats. Dass das Schwein als unrein gilt, dürfte bekannt sein, weniger jedoch, dass auch Kamel, Hase, Krabben und Shrimps tabu sind. Des Weiteren listet die Tora, in den Büchern Levitikus und Deuteronomium, 21 unkoschere Vogelarten auf, erlaubt aber den Verzehr von vier Heuschreckenarten.

Fleisch und Milch werden niemals vermischt. Einem frommen Juden entgeht so der Genuss von Spaghetti Bolognese (Hackfleisch und Parmesan), Züricher Geschnetzeltem (Fleisch und Rahms-

ße) oder einer Salami-Pizza. Für Milchiges und Fleischiges sind jeweils eigene Küchen- und Kühlschränke, Spülen sowie getrenntes Geschirr erforderlich. Markierungen mittels eines blauen Punktes (milchig) oder eines roten (fleischig) dienen der Orientierung. Nie werde ich eine Wanderung Mitte der 1980er-Jahre vergessen, bei der ich ungewollt zum Mittelpunkt einer Kaschrut-Frage wurde. Damals arbeitete ich als Volontär in der jüdischen Field School (Naturschule) Ma'ale Efraim im besetzten Westjordanland, nordwestlich von Jericho. An freien Tagen durfte ich an Ausflügen von Gruppen teilnehmen, die sich in der Field School eingemietet und einen Wanderführer gebucht hatten. Einmal ging es mit einer religiösen Jungengruppe durch die jüdische Wüste. Die Lehrer waren gleichzeitig Rabbiner. Bei der Mittagspause – fleischig! – verzehrten die vorpubertären Jungen ihre mitgebrachten Hähnchen-Salat- oder Truthahn-Tomaten-Brote. Danach war nur noch eine kurze Strecke bis zum Ziel zurückzulegen. Als wir, die Vorhut, dort einen Kiosk entdeckten, war der Jubel groß. Die erschöpften Stadtkinder wollten sich mit einem Eis belohnen. Gedacht, getan. Und schon schleckten die Knaben genüsslich. Wenige Minuten später erschien die Nachhut. »Werft das Eis sofort weg! Ihr habt doch erst Fleisch gegessen! Das ist noch keine zwei Stunden her!«, schimpfte einer der Rabbis. Die Jungen ließen die Köpfe hängen. Ein ganz Schläuer meinte ernsthaft: »Der Jochanan (so nannte man mich) ist doch kein Jude. Der könnte doch unser Eis zu Ende schlecken!« Und schon streckten mir mehrere Knaben ihren Nachtschiff entgegen. Die Rabbiner ließen, ganz toratreu, keinen zu Ende lecken. Die sogenannte Neutralisierungszeit zwischen fleischiger und milchiger Mahlzeit beträgt je nach Land, Rabbi und religiöser Ausrichtung bis zu sechs Stunden.

Koschere Küche ist eine Mitzva, ein göttliches Gebot. »Gesetze definieren die für Juden geeigneten Speisen. Sie wurden den Kindern Israels am Berge Sinai von G-t gegeben. Moses lehrte sie dem Volk und schrieb die Grundpfeiler dieser Gesetze in Lev. 11 und Deut. 14 auf«, heißt es seitens der ultraorthodoxen Chabad-Bewegung, und weiter: »Wir essen koscher, weil G-t es uns befohlen hat, und durch Erfüllen SEINER Wunsches verbinden wir uns mit IHM« (die Schreibweise G-t versucht dem Verbot, den Namen des Höchsten auszusprechen, genüge zu tun).

Kaschrut – ein riesiges Feld. Ich erinnere mich an Forderungen »koscheren Stroms«, die Frage, ob gentechnisch veränderte Tomaten koscher seien und die Aufregung über einen »koscheren Ikea-Katalog«, in dem man Frauen vergeblich sucht. Im Mai 2021 erörterte die Zeitung *Ha'aretz* tatsächlich die Frage, ob König David Shrimps gegessen hat.

Bislang konnte ich leider nicht herausfinden, wie sich der israelische Klebstoff von einem argentinischen oder österreichischen unterscheidet.

Johannes Zang: Erlebnisse im Heiligen Land

77 Geschichten aus Israel und Palästina.

Von Ausgangssperre bis Zugvögel

224 Seiten, Hardcover

19,90 EUR

ISBN: 978-3-85371-490-4

Erschienen im Verlag Promedia

Erlebnisse im Heiligen Land



Hat Israel je an einer Fußball-WM-Endrunde teilgenommen? Wie viele anerkannte Kirchenoberhäupter gibt es in diesem Land? Welches palästinensische Familienunternehmen existiert seit dem Jahr 1300? Wie lautet der häufigste männliche Vorname in Israel? Welcher Palästinenser saß fast

400 Wochen in israelischer Haft, ohne je angeklagt zu werden? Wie viele Muslime leben in Israel?

Dieses Buch beleuchtet nicht nur schöne, angenehme Seiten des Heiligen Landes wie Nationalparks oder Israels blühende Start-up-Szene, es stellt auch Dialoginitiativen, Friedens- und Menschenrechtsgruppen vor. Zudem schildert es exemplarisch einige Facetten der seit 1967 bestehenden israelischen Militärbesatzung, die in Österreich, Deutschland oder der Schweiz nahezu unbekannt sind.

In 77 Texten bildet der Autor den Reichtum des Heiligen Landes ab, das Bunte, Anziehende und Vielfältige. Er benennt gleichwohl auch Verstörendes, Widersprüchliches und Himmelschreiendes.



Johannes Zang, geboren 1964 in Aschaffenburg (Bayern), hat in Israel und den besetzten palästinensischen Gebieten als Zitronenpflücker, Altenpfleger, Musiklehrer und Reiseleiter gearbeitet. Als Journalist mit Sitz in Ost-Jerusalem schrieb er unter anderem für »Zeit Online«, »Freitag«, die Katholische Nachrichtenagentur und die »Taz«. Bislang hat er 60 Reisegruppen durch Israel und Palästina geführt. Er lebt in Goldbach bei Aschaffenburg.

FOTOS: PROMEDIA-VERLAG

»Wir brauchen Magie« – mit Paul McCartney unterwegs zu Abenteuern



FOTO: DPA/IAN WEST; ILLUSTR.: KATHRYN DURST/ANNETTE BETZ BERLIN 2021

Paul McCartney ist 79 Jahre alt und Großvater. Man sagt, er hole seine Enkel gern von der Schule ab und dass einer von ihnen, Arthur Donald, ihm ziemlich ähnlich sehe.

In diesem Kinderbuch stellt er sich als Edward Marshall senior vor und richtet sich an Kinder ab vier Jahren. Sie werden bei dem Titel »Opapi-Opapa« nicht gleich eine Melodie im Ohr haben. Ihre Eltern und Großeltern wahrscheinlich schon:

»Ob-La-Di, Ob-La-Da« von Paul McCartney wurde im Juli 1968 von den Beatles aufgenommen und erschien auf ihrem »Weißen Album«.

Ein unsterblicher Ohrwurm, inspiriert von der damals gerade erfolgreich werdenden Reggae-Musik: »Es kommt, wie es kommt« – der Titel soll einer Redewendung aus Nigeria entstammen und scheint auch die Devise von Opapi-Opapa aus diesem Bilderbuch zu sein. Weil es den

»vier Krawaffels« – Lucy, Tom, Em und Bob – im Garten zu heiß ist, lockt er sie in die Kühle seines Hauses und bald auch schon in sein grünes Unterseeboot, das gleichzeitig flugtauglich ist. Wieso ist es nicht gelb? Haben wir doch sofort »Yellow Submarine« von 1966 im Kopf.

Und schon landen wir bei einer Zirkusparade, wo ein Inder auf einer Sitar spielt. Ravi – richtig, mit Ravi Shankar war Paul McCartney gut bekannt. In einem großen

Regen taucht das U-Boot schließlich doch »tief, tief, tief in das schimmernde blaue Meer hinab«.

Die Tiere an Land und die Tiere unter Wasser hat Kathryn Durst in leuchtenden Farben gemalt. Die Musik, die Opapa und die Kinder hören, muss man sich hinzudenken. Sie kommt aus einem riesigen »Quetschkommoden-Unterwasserschiff«, gesteuert von Omama. »Ich glaube, sie liebt Abenteuer noch mehr als ich«, hatte

Opapa zu den Kindern gesagt und ist mit ihnen wohl überhaupt nur in sein Boot gestiegen, um sie zu finden. »Ob-La-Di, Ob-La-Da«: Wie Desmond und Molly Jones sind Omami und Opapa unzertrennlich.

Irmtraud Gutschke

Paul McCartney: Opapi-Opapa – volle Kraft voraus. Illustr. v. Kathryn Durst. A. d. Engl. v. Kai Lüftner. Annette-Betz-Verlag, 40 S., geb., 14,95 €.

Knirpse und Knirpselinen

Nikolai Nossows »Nimmerklug-Geschichten«: Auch Kinder von heute werden sie lieben, fest versprochen

IRMTRAUD GUTSCHKE

Dass es in Blumenstadt nun eine Schilfrohrwasserleitung gibt, dass Springbrunnen plätschern – und vor allem, dass fortan kein Knirps mehr eine Knirpseline beleidigt, war wirklich erfreulich. Weil sich am Ende alles zur Harmonie wendet, habe ich dieses Buch als Kind wohl glücklich zuge schlagen.

Aber in Erinnerung behalten habe ich über all die langen Jahre den Wortwitz, die Turbulenzen, das Unerwartete, das Bizarre. Allem voran das »Brauseauto«, nicht wegen brausendem Fahren so genannt, sondern weil es tatsächlich mit Brause fährt. Schraubschnell und Schraubstift hatten es konstruiert, und die neueste Verbesserung war, dass sich am Tank ein Schlauch mit Hahn befand, man also während der Fahrt Brause trinken konnte, ohne das Auto anzuhalten. Klar, dass Saftschleck das Autofahren besonders liebte. Nimmerklug aber riss nur wild an den Hebeln, drückte auf die Pedale und stürzte mit dem Auto schließlich einen Abhang hinunter. Er wurde herausgeschleudert, hatte Splitter im Hintern, und der Wagen versank im Fluss.

Nicht dass er dafür bestraft worden wäre, nein. Was mir damals schon an Blumenstadt gefiel: Jeder von den Knirpsen darf so sein, wie er ist. Der Maler Farbenklecks, der Musiker Geigenstrich, der Arzt Rizinus, die Knirpsen Rennefix, Brummer, Schweige-

still, Nudeldick, Schussel, Schnurz und Piepe sind jeder für sich besonders und schon an ihren Namen zu erkennen. Man zankte sich, vertrug sich wieder, und niemand hatte Lust, sich mit den Knirpselinen anzufreunden. »Die wiederum bildeten sich etwas darauf ein, Knirpselinen zu sein.«

Ist das eine revolutionäre Utopie? Es herrscht soziale Gleichheit, Geld ist unbekannt.

Am Schluss wird das anders, wie gesagt, doch nicht von ungefähr hat Nikolai Nossow gerade Nimmerklug in den Mittelpunkt seines Buches gestellt. Er liebte diesen Draufgänger und Prahlhans, und auch Kinder können sich an ihm freuen, wie er im Brustton der Überzeugung allerhand Unsinn von sich gibt. Selbst Immerklug, der Klügste unter den Knirpsen, akzeptiert ihn und nimmt ihn sogar auf seiner Ballonfahrt mit, die jäh in Grünstadt endet.

Dort leben selbstbewusste Knirpselinen, die natürlich ebenso verschiedene Charaktere und Vorlieben haben. Insgesamt scheinen sie disziplinierter als die örtlichen Knirpse zu sein, die vor der weiblichen Ord-

nung nach Drachenstadt ausgewandert sind. Da kannst du beim Lesen überlegen, wo du es schöner findest.

Nimmerklug läuft in Grünstadt zu großer Form auf und genießt die Bewunderung der Knirpselinen. Dann aber ... Jedenfalls kehren die Blumenstädter Knirpse verändert in ihren Heimatort zurück, und auch in Grünstadt ist manches anders geworden.

Der mehrfach preisgekrönte sowjetische Kinderbuch- und Filmautor Nikolai Nossow, 1908 in Kiew geboren und 1976 in Moskau gestorben, entstammte einer Familie von Bühnenkünstlern und war auch selber voller Ideen. In seiner Schulzeit richtete er auf dem Dachboden des Hauses ein geheimes Chemielabor ein. Um die Familie zu ernähren, nahm er die verschiedensten Gelegenheitsarbeiten an. Mit 19 begann er am Kunstinstitut in Kiew zu studieren, wechselte von der Fotografie bald zur Filmkunst und später zur Kinderliteratur. Er war der Überzeugung, dass man Kindern »die höchste und wärmste Achtung« entgegenbringen müsse. Wobei der Witz ist, dass die winzigen Knirpse und Knirpselinen gleichzeitig Kinder und Erwachsene sind. Und Nimmerklug mit seinem Tatendrang, seiner Unkonzentriertheit und seinem Geltungsdrang ist unter ihnen wohl am meisten Kind, deshalb mag man ihn ja so sehr.

Das Lieblingsbuch meiner Kindheit – mit »Nimmerklug in Sonnenstadt« gibt es eine Fortsetzung, jetzt auch vom Leipziger Kinderbuchverlag Leiv zu haben. Die Buchumschläge sind original, im Format allerdings

etwas kleiner. Die Illustrationen von Alexej Laptew habe ich als Kind schon großartig gefunden, die grandiose Übersetzung von Lieselotte Remané allerdings wie selbstverständlich hingenommen. Heute vermag ich hochzuschätzen, welche Herausforderungen sie zu bewältigen hatte. Und ich weiß auch, dass Nimmerklug im Buch »Das Reich der Knirpse« der russischen Schriftstellerin Anna Chwolson einen Vorgänger hat. Sie war nach Paris emigriert; Nossow besaß

eine Ausgabe aus der Zeit vor der Revolution. Steckt in seinem Buch eine revolutionäre Utopie? In Knirpsenland herrscht soziale Gleichheit, Geld ist unbekannt, man arbeitet gemeinsam, glaubt an den Fortschritt. Nimmerklug aber verkörpert das Chaos, das auch zum Leben gehört.

Nikolai Nossow: Nimmerklug im Knirpsenland. A. d. Russ. v. Lieselotte Remané, Illustr. v. Alexej Laptew. Leiv, 175 S., geb., 14,90 €.

ANZEIGE

„Auf den Spuren von Karl May“ (Thüringische Landeszeitung)

Auf der Suche nach dem Grab des großen Häuptlings Otakay, in dem er historische Artefakte vermutet, fällt der deutschstämmige Professor Joseph Bower in die Hände der Schoschonen. Seine Tochter Joan tut insgeheim das, was ihr von ihrem Vater eingeschärft wurde: sollte niemals mit ihm etwas Außergewöhnliches passieren, müsse unbedingt ein Mann namens Robert informiert werden. Mit ihrem mexikanischen Diener Pedro und dem bekannten Westmann Old Abe macht sich Joan in die Wildnis des Yellowstone-Gebiets auf, um den Professor zu befreien. Unterwegs stößt der geheimnisvolle Robert zu ihnen und begleitet sie, später kreuzt auch der berühmte Krieger Two Eagles vom Stamm der Nez Perce mehrfach ihren Weg. Schoschonen und Komantschen sowie eine Bande Tramps, Deserteure der US-Kavallerie, bedrohen die kleine Gruppe. Erst beim Patowah Canyon, der „Schlucht der Geheimnisse“, erkennt Robert, dass nicht nur das Leben des Professors in Gefahr ist.

Stefan Wogawa, **Das Indianergrab**, ISBN 978-3-945068-19-9, 19,90 EUR, Hardcover

THK-Verlag UG, Erfurter Str. 29, 99310 Arnstadt, www.thk-verlag.de, Bestellungen: info@thk-verlag.de

Katzenordnung trifft auf Schweinechaos

Franz Zaulecks Geschichte von Lucie und Karl-Heinz ist ein Kinderbuch für Erwachsene

SILVIA OTTOW

Nein, diese Katze ist keines von den putzigen, kuscheligen Ansichtskarten-Tiermodells. Sie sieht streng aus, die einzelnen Härchen stehen borstig vom roten Gesicht ab, statt des wärmenden Fells ist sie in ein Sommerkleidchen gehüllt. Lucie, so heißt das Tier, hat sich beim Holz sammeln im Wald verlaufen. Schnee und Kälte haben die dünnen Füßchen rot anlaufen lassen. Und nun steht sie an der Tür von Karl-Heinz, einem rosigen Schweinchen im feinen Wams, das ein gemütliches, wohltemperiertes Häuschen bewohnt. »Gestatten Sie, dass ich mich bei Ihnen etwas aufwärme?«, fragt höflich die frierende Lucie den schnuckligen Lebemann in Schweinegestalt.

So fängt sie an, die Geschichte eines ungleichen Paares, denn Schweine und Katzen sind nicht gerade bekannt für lang andauernde Wohngemeinschaften. Irgendwie kommt

einem das auch aus der Menschenwelt bekannt vor. Doch Lucie befindet sich in einer Notlage, und Karl-Heinz sind derartige Überlegungen viel zu anstrengend. Bis im Frühling der Schnee getaut ist, will er seiner Zufallsbekanntschaft Obdach gewähren. Sie würden schon miteinander auskommen, denkt sich der Sorglose.

Und wie sie auskommen! Als er am Morgen erwacht, traut er seinen Augen kaum. Das Geschirr ist abgewaschen, sogar die Kaffeetasse, die er unter seinem Hocker vergessen hatte. Jeder Gegenstand befindet sich an seinem Platz, der Tisch ist abgewischt, und Lucie fegt gerade das Zimmer. Sogar die Latschen, die Karl-Heinz ewig gesucht hatte, sind wieder zum Vorschein gekommen. Was für eine wunderbar aufgeräumte Schweinewelt! Was für ein Honeymoon!

Zwar will die eigensinnige Lucie ihrem Gastgeber nicht allzu sehr auf die Nerven gehen, aber sie kann einfach nicht aus ihrer

Katzenhaut. Unermüdlich muss sie für Sauberkeit sorgen, wahrscheinlich folgt sie einem genetischen Code. »Karl-Heinz war dafür dankbar, nur kann Katzenreinlichkeit einem Schwein auch oft den Spaß verderben«, textet Zauleck so lakonisch wie realitätsicher und trifft damit den Punkt. Wenn einer immer nur spielen will und eine immer nur sauber machen, dann helfen auch die fröhlichsten Verkleidungssevents nicht mehr lange. »Ich brauche eine Auszeit«, lautet die menschliche Umschreibung ähnlicher Konflikte, oft die Vorstufe einer endgültigen Trennung.

Lucie hat stattdessen eine bessere Idee. Sie zieht in der Mitte des Zimmers einen Strich. »In der einen Hälfte wird gespielt, da leben Sie, in der anderen Hälfte herrscht Ordnung, da lebe ich«, spricht das putzstüchtige Kätzchen. Die Ordnung ist allerdings nicht allzu lange aufrechtzuerhalten, denn Karl-Heinz bringt immer seine Spielsachen mit, wenn er

zu Besuch kommt. Und bei ihm ist es auch nur so lange lustig, bis Lucie über den Strich tritt, denn sie hat stets ihren Besen dabei.

Das Bilderbuch des Berliners Franz Zauleck ist, man mag es kaum glauben, 40 Jahre alt. Seitdem hat es auch Theaterbühnen und Hörspielstudios erobert. Es könnte genauso gut aber auch heute entstanden sein.

Der bekannte Bühnenbildner, Grafiker, Illustrator und Hörspielautor hat einen ganz eigenen Strich, besonderen Humor und ist großartigerweise für das Wort und das Bild gleichermaßen begabt. Nicht zuletzt verfällt er in seinen Geschichten, von denen er zum Glück viele erdacht hat, weder in Kinder-tümelei noch in kitschige Sujets.

»Lucie & Karl-Heinz« könnte in der Buchhandlung die Ratgeberecke für Verliebte bereichern.

Franz Zauleck: Lucie & Karl-Heinz. Beltz Der Kinderbuchverlag, 26 S., geb., 12,95 €.

ANZEIGE

Ihr Fachverlag für gute Indianer-Literatur
Bücher für Erwachsene und Kinder

Die Sioux und der Kampf um Neu-Ulm

Sachbuch von Armin M. Brandt
ISBN: 978-3-941485-76-1 € 19,80

www.traumfaenger-verlag.de

Der Bus rollte

Zwischen Koranzitat und Arabesk-Musik

Türke – Vorzeigetürke – Deutschtürke: So fasst Levent Aktoprak die Genese der Fremdzuschreibung zusammen, die ihm als Kind des Ruhrpotts, Kneipengänger und BVB-Fan widerfährt. Die Türkei bereist er als Fremder, mit 500 Gramm Türkisch und den Geschichten der Verwandten im Gepäck – und dem Blick auf die politische Repression der Putschzeit. Zuhause im Ruhrpott, wird er, wohlwollend liberal, wieder nach den Stühlen befragt, zwischen denen er gefälligst zu sitzen habe. Selbst die Liebe wird zur Kulturkampfarena, wo doch nur das Begehren zählt. Aktoprak macht sich über verschwimmelte Toleranz lustig in seinen Versen, nimmt zugleich die Geschichte der Einwanderer ernst, die als Gastarbeiter geduldet, aber nicht gewollt waren. Und die so viel Hoffnung in dieses fortschrittliche Deutschland gesetzt hatten. Wie seine Eltern oder sein Großvater.

Zwei Gedichtbände, erstmals vor über 30 Jahren veröffentlicht, lesen sich trotz der zeitgeschichtlichen Verankerung in den '80ern, als wären sie heute geschrieben. Assoziationen, Tagträume und spitze Alltagsskizzen, Fabeln und Beziehungsdramen verweben sich zu einem »Hier bin ich!«. Und komm mir nicht mit Stühlen!



FOTO: PRIVAT

Levent Aktoprak, Jahrgang 1959, ist Journalist und Moderator beim WDR und beim Deutschlandfunk, schreibt Radioessays, Sport- und Reisereportagen. Er beherrscht die Kunst, ernste Themen pointiert und ironisch zu vermitteln. Sein Gedichtband »Unterm Arm die Odyssee/Das Meer immer noch im Kopf« ist die überarbeitete Fassung zweier Bücher, die vor über 30 Jahren erschienen sind. Er nimmt darin das verdruckte Verhältnis Deutschlands zu seinen früheren »Gastarbeitern« und den Identitätszwang auf die Schippe; gleichzeitig verarbeitet er die Geschichte seiner linksbewegten Verwandtschaft vor und nach dem Militärputsch in der Türkei.

... »Unsere Tage sind schön, doch nicht von Ewigkeit.«
»Meinst du, dass sie gezählt sind?« »Nein, Schönheit kann man nicht zählen.« ...

Wenn verbrauchte Worte
die ersten Tage
aufsuchen
Erwachen verstaubte Geständnisse ...
Umarmt
haben wir
die Jahreszeiten
und keine ausgelassen

Was nehme ich mit
zerknüllt im Koffer
Was lass ich zurück
geordnet im Schrank

[...]

Noch am selben Abend,
als das Meer
zu sehen war in der Ferne
dem Himmel
in Blau entriss,
sagte ich,
Ach,
und mein Ach verließ mich.

In den letzten vier Jahren,
sagte ich
nicht selten Ach,
und mein Ach verließ mich.
Einmal zog es nach Köln und spielte
dort mit dem Bischof Verstecken.
Dabei lüftete mein Ach
Ihm seine Kutte und
verführte ihn mehrmals zu Weiberspielen.
Dann kletterte es in die Domschneise und sprang
tief in ein Faschingsherz.
Mein Ach störte es nicht,
wenn die Wolken tief hingen und
der erste Schnee schon schwer und kalt roch.
Mein Ach störte es nicht,
wenn der Himmel sich spreizte und
sein Blau ergoss,
wie der damalige Himmel in meiner Liebsten Augen.
Ein anderes Mal,
trampfte es nach Istanbul und
verwickelte den Imam in ein Gespräch,
so
dass es trunken wurde von zwei Flaschen Beaujolais.
Dann stieg es in die Minarettspitze
der Blauen Moschee,
verwirrte eine Zeitlang die Gläubigen und sprang,
bevor sie es zerstückelten,
in den verschmutzten Bosphorus.
Aber irgendwie kehrte es immer wieder zurück.

Jetzt ist es endgültig fort,
nun ist es vorbei mit meinem Ach,
dachte ich,
als ich am Sonntag
auf dem Balkon saß
und das Meer
wieder dem Himmel
sein Blau entriss.

Ich rannte gleich in das erstbeste Restaurant,
um wenigstens meinen Hunger zu stillen.
Plötzlich hörte ich,
hinter mir
Sätze in einer Sprache,
die mir vertrauter waren
als die Sätze,
meiner eignen ... Ich drehte mich um und ...
Wie kam es dorthin,
seit wann saß es dort ... Auf diesen Lippen,
auf diesen fremden Lippen,
die sich bewegten,
sich öffneten,
so trocken und doch
so weinfeucht ... Ich stand auf ...

Angora
Ankara
Mir fremd
doch nah
Aus deinen Armen
bin ich rausgewachsen
Gleich hast du
mich wieder
und ich
werde dich begrüßen
Zwischen uns
lebt
offen und verborgen
mehr als nur
ein Leben
Gleich hast du
mich wieder
und ich
werde dich begrüßen
mit osmanischer Gelassenheit
mit preußischer Disziplin
wie beim letzten Mal
Angora
Ankara
Mir fremd
doch nah

[...]



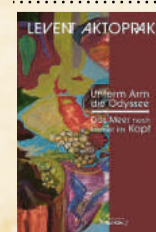
Pädagogen können einem auch ...
die letzte Idylle zerreden ... Ausländerfeindlichkeit,
Fremdenhass ... Was suchten diese Dinge
zwischen dem Auberginen- und Hirtensalat
In meinem Rakı-Glas
drohten fast
die Sterne zu erlöschen,
wäre mir da nicht der »Villa Doluca«
zu Hilfe geeilt,
Peter hätte kein Ende gefunden.
Er fiel nicht gerade vom Stuhl,
aber aus dem weiteren Bild des Abends,
untergehakt von Claudia beim torkeligen Abgang.
[...]

Der Bus rollte
über den Staub
der Straßen
über die Asche
der Tage
in Richtung Stadt
mit ihm
die Erinnerungen
aus den Stunden
in die Stunden

... Der Muezzin hatte die Gläubigen zum Gebet
gerufen, die ersten bereiteten sich auf die Frühschicht
vor ... Das Geschrei zerriss die Morgendämmerung
... Aufmachen, Aufmachen ... Die gläserne Ruhe zerbrach
über dem Haus ... Aus den Träumen der Unwirklichkeiten erwacht, standen wir,
mit weit geöffneten Augen, vor der Wirklichkeit ... Der neue Tag kam zu uns,
unvorbereitet öffneten wir die Tür ... Nein, nein, der Morgen kam zu mir, nur für mich
kam er durch die Tür mit Stiefeln und Waffen ...
... Wie heißt du ... Wo bist du geboren ...
Wohnhaft in ... Woher hast du die Waffe ...
Warum hast du auf ihn geschossen ...
Es gibt Zeugen. Du bist Mitglied einer verbotenen Organisation, wir haben Material
sichergestellt ... Du hast es doch getan, du warst es ... Unterschreib gleich,
es ist schon alles notiert, dann hast du es geschafft ...
Wiederholungen, Wiederholungen.
Zuerst das Brennen der vereinzelt
Ohrfeigen, dann die Schmerzen der
Faustschläge ... Die Augen verbunden,
die Hände verschnürt, hörte ich immerzu die eine Stimme, in meinen Ohren,
im Raum schwiegen die anderen beiden ...
Unvergesslich diese Ventilatorfrische ...
Warum schreien, wenn dich doch keiner
hört, außerhalb dieser Wände, dachte ich
und schrie trotzdem meinen Schmerz
... Mit jeder Sekunde stürzte ich ...
[...]

... Zu zehn Jahren verurteilt, davon fünf abgessen ...
Gute Führung, jeder Tag zählte zwei ... Sein Anwalt war engagiert,
mehrere Anklagepunkte entfielen, so viel kann auch ein Mensch allein
in einem Leben nie gemacht haben. Übrig blieb:
Waffenbesitz, Mitgliedschaft in einer verbotenen Organisation und ...
Er soll einen angeschossen haben, die Zeugen sollen ihn als Täter überführt haben ...
Seltsam, die Kugel aber stammte nicht
aus seiner Waffe? ... Was war geschehen,
was war mit dem Richter? ...
War es seine eigene Angst, die ihn
in dem Moment politisch machte, oder
war er vielleicht in der Zeit nur Tee trinken? ...
Wer fällt eigentlich das Urteil, die Zeugen? ... Die Zeugen ... Fünf Jahre Gefängnis ...
Vor kurzem den Militärdienst abgeleistet ...
Keine Reiseerlaubnis ins Ausland ...

[...]



Levent Aktoprak:
Unterm Arm die Odyssee – Das Meer immer noch im Kopf
Gedichte
Mit einem autobiografischen Essay
148 Seiten, gebunden
18,00 EUR
ISBN 978-3935597-62-3
Erschienen im Dağyeli-Verlag

Wenn alles wegbricht und man in einem Strudel fortgerissen wird...

Gibt es Unterschiede zwischen männlichen und weiblichen Regisseuren? Ja. Die Arbeiten aus Hirn und Hand von Frauen sind oftmals vielschichtiger, sensibler, emotionaler, nachdenklicher, blickgenauer. Explizit wird dies in dem anzuzeigenden Band nicht behauptet. Aber wer auch nur einige Filme der hier vorgestellten ostdeutschen Regisseurinnen gesehen hat, wird dem zustimmen. Die Publikation will Gedanken, Überzeugungen, Blicke »jenseits des dominanten Narrativs der deutschen Wiedervereinigung« offerieren und damit eine Leerstelle in der Filmgeschichtsschreibung füllen. Werke von ostdeutschen Filmemachern und -macherinnen werden nach wie vor wenig beachtet.

Therese Koppe stellt die 1947 in Zwickau geborene Helke Misselwitz vor, die zu den wichtigsten Regisseurinnen der letzten Defa-Generation gehörte und mit ihrem wohl bekanntesten Film »Winter adé« den Mauerfall 1988 antizipierte, den sie dann ungläubig während einer Tour durch die USA via Fernsehbilder erlebte. Den schier irrationalen Schwebestand der DDR-Bürger zwischen Traum und Wirklichkeit, Utopien und brutaler Wirklichkeit verewigte Petra Tschörtner in »Berlin – Prenzlauer Berg«. Die DDR ist noch und ist auch nicht. »Es ist der Versuch, etwas von dieser Zwischenzeit kurz vor dem Verschwinden festzuhalten, und zugleich ist es schon Erinnerung«, bemerkt Hilde Hoffmann.

Die Lage der ebenso vom Umbruch in der DDR und der überstürzt folgenden deutschen Vereinigung betroffenen Vertragsarbeiter*innen problematisierte Angelika Nguyen in »Maikäfer flieg«. »Sie kamen aus einem Sozialismus der südlichen Halbkugel, aus jungen, gerade erst unabhängig gewordenen, von kolonialer Ausbeutung und Krieg geschlagenen Ländern, deren inoffizieller Name in keiner Weltkarte verzeichnet war, er hieß: Bruderland«, schreibt die Regisseurin und konstatiert, dass bereits ab Ende 1989 für Menschen, die nicht weiß waren, auch in Ostdeutschland Unsicherheit und Ängste wuchsen.

Natürlich fehlt in diesem Band auch nicht eine Hommage auf den Sänger und Baggerfahrer Gerhard Gundermann, einst »Bob Dylan des Tagebaus« genannt und inzwischen zu einer Popikone avanciert. Grit Lemke schildert ihre Erlebnisse, Eindrücke und Emotionen, als sie mit Sven Kulik ihren Film »Gundermann Revier« zusammenschneidet: »Hier nun begegnete ich dem Gefühl, dass alles wegbricht und man in einem Strudel fortgerissen wird. Wenn man im Osten die Jahre 1989/90 erlebt hat, kennt man das.« In der Tat. *ves*
Internationales Frauenfilmfest Dortmund/Köln (Hg.): Was wir filmten. Filme von ostdeutschen Regisseurinnen nach 1990. Bertz + Fischer, 208 S., br., 18 €.



FOTO: GUNDERMANN REVIER

Vernunft und Glauben

Johannes Eichenthal lädt zu einer unterhaltsamen und erkenntnisreichen literarischen Wanderung durch Mitteldeutschland

WERNER ABEL

Wladimir Iljitsch Lenin formulierte in der Folge seiner Studien zur Philosophie Georg Friedrich Wilhelm Hegels (1770–1832) den Aphorismus: »Das Bewusstsein widerspiegelt nicht nur die Wirklichkeit, sondern schafft sie auch.« Seine Mitstreiter vermochten ihm damals nicht zu folgen. Johannes Eichenthal, der Autor des vorliegenden, hier wärmstens empfohlenen Buches, formulierte nach dem Studium der Philosophie Johann Gottfried Herders (1744–1803) den Aphorismus: »Die Sprachvernunft (Logos) widerspiegelt nicht nur die Wirklichkeit, sondern schafft sie auch.« Herder war, anders als Hegel, davon ausgegangen, dass sich der Mensch in der bezeichneten Sprache vom Tier unterscheidet und dass die Sprachvernunft (Logos) keine Eigenschaft neben anderen, sondern die Disposition des Menschen sei.

Folgerichtig beginnt Eichenthal seine literarische Wanderung durch Mitteldeutschland mit der Entstehung der mittelhochdeutschen Sprache durch Dialektausgleich zwischen dem 11. und 13. Jahrhundert in der Region zwischen Braunschweig und Göttingen. Weil wir uns in Sprache konstituieren, ruft uns der Autor die Überlieferungsgeschichte der Sprache und Literatur in der Region Mitteldeutschland in Erinnerung. Dabei bleibt nicht unerwähnt, dass mit der Erneuerung der Sprache auch das Erneuerungsdenken zum Kern mitteldeutscher Mentalität wurde. Seit 1200 entstanden fast alle Erneuerungsbewegungen der deutschen Geschichte in der Region zwischen Braunschweig und Göttingen.

Der Autor schränkt ein, dass die vollständige Darstellung des Prozesses weder möglich noch beabsichtigt ist. Aus diesem Grund beschränkt er sich auf 20 Persönlichkeiten, gibt eine kurze biografische Einleitung, dokumentiert einen Wirkungsort, Buchtitel usw., führt in ein Werk ein und fragt nach dem, was bleibt.

Was Mensch vom Tier unterscheidet.

Bereits in der Titelei fällt eine Seite mit den drei Porträts von Johann Wolfgang von Goethe, Bettina von Arnim und Walther Rathenau auf. In der Darstellung macht der Autor nachvollziehbar, wie Bettina von Arnim einen Goethe-Mythos stiftete, der sich in ihrem Berliner Salon und in dem Rahel Varnhagens mit der Erinnerung an die preußischen Reformer um den Reichsfürstentum Karl von Stein zum Kulturstaatmythos verband.

Die Großeltern Rathenaus besuchten diese Salons und überlieferten ihrem Enkel den Mythos. Über den Goethe-Weimar-Preußen-Mythos nahm Rathenau die Tradition von Philosophie als Liebe zur Weisheit wieder auf. Weisheit umfasst den Gegensatz von Vernunft und Glauben. Die Reduktion von Philosophie auf Vernunft auf berechnenden Verstand nannte Rathenau »Intellektualphilosophie«.

Der Autor führt uns in Rathenaus Schrift »Von kommenden Dingen« ein. Das Manuskript hatte Rathenau am 31. Juli 1916 im Schloßchen Freienwalde fertiggestellt. 1917 erschien das Buch im renommierten S. Fischer-Verlag. In seiner Analyse der Weltwirtschaft setzte Rathenau bis heute gültige Maßstäbe. Die Verbindung von Industrie und Vernunft brachte einen Prozess hervor, den Rathenau »Mechanisierung« nannte und der alle menschlichen Verhältnisse mit den Streben nach finanzieller Effizienz durchdringt. Unter dem Deckmantel äußerlicher Freiheiten werden die Menschen von dieser blinden Mechanisierung (wir würden heute Globalisierung sagen) versklavt. Der Ruf nach »Vernunft« versagt angesichts des herrschenden »Effizienzstrebens«. Die Intellektualphilosophie, so Rathenau, hilft nur nicht, uns gegen die Mechanisierung zu behaupten, ja sie beschleunigt diese Mechanisierung sogar noch. Die Intellektualphilosophie ist Verrat an der Humanität.

In der Stärkung der Kräfte unserer Seele sieht Rathenau dagegen eine Möglichkeit, die blinde Mechanisierung zu humanisieren. Diese Verbindung von Vernunft und Glauben verwunderte Zeitgenossen wie Robert Musil, die in den Grenzen der Intellektualphilosophie verharren.

Rathenau erklärt die Notwendigkeit der Vereinigung der Gegensätze von Vernunft und Glauben: Nicht Parteiprogramme, sondern prophetische Visionen entscheiden über unsere Zukunft. Als wären seine Sätze für heute geschrieben, so klingen Rathenaus Feststellungen: Nicht das Wachstum des Verbrauchs von Gütern ist der Sinn des menschlichen Lebens, sondern die Schaffung ewiger Werte. Für diese Zukunftsaufgabe ist nach Rathenau, in der Tradition des Bismarck'schen »Volksstaates«, eine »Organokratie« Voraussetzung, eine Form der politischen Willensbildung, in der die Oberschicht beständig ausgetauscht wird und in der alle Menschen die gleichen Möglichkeiten zur Bildung erhalten.

Die Größe Rathenaus besteht nach Eichenthal darin, dass er, wie Lenin, Gegensätze und gegensätzliche Denkströmungen zu vereinen vermochte. Wenn man dies nicht berücksichtigt, vermag man keinen Zugang zum Rathenau'schen Werk zu erlangen.

Johannes Eichenthal wählte die Form der Wanderung, um uns die sprachliche und literarische Überlieferung nahezubringen. Die dokumentierten Wirkungsorte sind innerhalb

der Region alle in einer Tagesreise erreichbar. Die genannten Bücher sind in der Regel antiquarisch erhältlich. Es sei hier frank und frei verraten: Es gibt viel zu entdecken!

Johannes Eichenthal: Literarische Wanderung durch Mitteldeutschland. Von Goethe bis Rathenau. Sprache und Eigensinn. Mit einem Geleitwort v. Prof. Eberhard Görner. Mironde-Verlag, 320 S., geb., 29,90 €.

ANZEIGE

Buchhandlung & Antiquariat

Der kleine Buchladen

im Karl-Liebknecht-Haus

In der Mitte Berlins
Weydingerstr. 14-16
10178 Berlin

www.kleinerbuchladen.de
Instagram: @kleinerbuchladen
030 / 247 246 83

ANZEIGE

Andrej Holm
Objekt der Rendite
Zur Wohnungsfrage und was Engels noch nicht wissen konnte
Dietz Berlin

»Die möglichst weitgehende Zurückdrängung von marktwirtschaftlichen Logiken ist nicht der Weg, sondern das Ziel einer transformativen Wohnungspolitik.«

Klaus Gietinger (Hrsg.)
Karl Liebknecht oder: Nieder mit dem Krieg, nieder mit der Regierung!
Dietz Berlin

Andrej Holm
Objekt der Rendite
Zur Wohnungsfrage und was Engels noch nicht wissen konnte
216 Seiten, 16,00 €
ISBN 978-3-320-02388-1
Erscheint am 8. Dezember

C.L.R. James
Die schwarzen Jakobiner
Toussaint Louverture und die Haitianische Revolution
Zwischen 1791 und 1804 hielt die damalige französische Kolonie Saint Domingue die Welt auf beiden Seiten des Atlantik in Atem: Die Revolution in der französischen Kolonie von 1791 war der einzige Aufstand verlorener Menschen der Geschichte, an dessen Ende die Proklamation eines Staates stand, der ersten Schwarzen Republik Haiti im Jahre 1804. Die Haitianische Revolution setzte das Versprechen radikaler Gleichheit der Menschen unabhängig von Hautfarbe, sei es am Kontinent oder im Meer, um und wirkte als Fanal für weitere Aufstände, nicht nur in der Karibik, sondern weltweit.
C.L.R. James »Die schwarzen Jakobiner« legt die reale Struktur der Kolonialgesellschaft des damals französischen besetzten, von revolutionären Heroen angeführten Haiti dar und erzählt die Revolutionäre in einer historischen Holografie neu. Mit seinem Buch leistet er einen unschätzbaren Beitrag dazu, die Haitianische Revolution die Energie von selbstbestimmter Bedeutung zu begründen.

b_books
Dietz Berlin

Mit einem Vorwort von Rudolf Pöck

ISBN 978-3-320-02386-7
ISBN 978-3-320-02386-7
4 9028 017 4 000014

Klaus Gietinger (Hrsg.)
Karl Liebknecht oder: Nieder mit dem Krieg, nieder mit der Regierung!
200 Seiten, 12,00 €
ISBN 978-3-320-02387-4

Dietz Berlin
dietzberlin.de



FOTOS: RADMILA VANKOSKA, PRIVAT

Dragoslava Barzut ist eine serbische aktivistische Autor*in. Sie hat preisgekrönte Sammlungen mit eigenen Kurzgeschichten veröffentlicht. Ihre Prosa ist in zahlreichen Sammlungen und literarischen Journalen abgedruckt. Darüber hinaus hat sie eine Sammlung exjugoslawischer lesbischer Literatur herausgegeben sowie zeitgenössische Gedichte. Barzut hat als Editorin der Internetplattform Labris (labris.org.rs) gearbeitet, einer Menschenrechtsorganisation gegen jegliche Formen von genderistischer Diskriminierung. Im Jahr 2015 hat sie die Organisation Da ze zna! mitgegründet, eine Online-Plattform zum sicheren und anonymen Anmelden und Dokumentieren von Gewalt gegen LGBTIQ*-Personen in Serbien. Barzut lebt in Belgrad. »Die Nähe verlieren« (Originaltitel: »Papirne disko kugle«) ist ihr erster, aufsehenerregender und preisgekrönter Roman.

Marie Alpermann hat Slawistik in Halle (Saale) studiert und übersetzt postjugoslawische Autor*innen, die sie im deutschsprachigen Raum bekannter machen will. Sie begeistert sich besonders für feministische, queere und nationalismuskritische Literatur aus der Region.

Für die Kautions wird es reichen...

Ein Romandebüt. Über die Erschöpfung vom Patriarchat, von Normen und Formen, Ausreden und Zwängen. Über Unverständliches. Über Bosnien

Die dritte Wohnung seit heute Morgen. Die letzte für heute. Notgedrungen lasse ich mich auf das Abenteuer ein. Wir unterhalten uns. Ich fürchte, er könnte mich durchschauen. Gleich könnte genau das eintreten, was in meinen Gedanken Kreise dreht. Ich schwitze. Abnormal. Als ob gleich etwas Schreckliches passiert. Jeden Augenblick. Dann werde ich keinen Mucks mehr von mir geben und anfangen zu zittern. Tief einatmen, das hat mir Dolores vor ungefähr fünfzehn Jahren beigebracht. Ich erinnere mich noch gut. Ich sauge die Luft der kleinen Küche mit großem Fenster tiefer ein. Ich atme und betrachte das einzigartige Dächer-Ensemble vor mir. Beantworte die Fragen. Mir wird Kaffee angeboten. Ich nehme einen. Jetzt wird es passieren. Er wird die Titelseite der Zeitung anschauen. Und mich erkennen. Mir gefällt diese Wohnung. Sie ist kuschelig. Mir gefällt mittlerweile alles. Meine Ansprüche fallen mit den Lidern meiner müden Augen. Außerdem ist sie hell, das ist doch wohl wichtig. Hauptsache, ich breche nicht völlig zusammen. Ich nehme mir vor zuzuhören und nur zu reden, wenn ich gefragt werde. Schon passiert es. Dreißig. Ich arbeite. Ich schreibe. Oh, schön, du bist Künst*lerin. Ich bin Komponist. Vor dir hat hier ein junger Mann von der Kunstakademie gewohnt. Schau, seine Zeichenbögen sind in der Wohnung geblieben, nimm sie ruhig, wenn du sie gebrauchen kannst. Ich schreibe Bücher, zur Zeit einen Roman. Nein, leider habe ich kein Exemplar dabei. Ja, einen Hund, mittelgroß. Genau, der Richtige ist noch nicht gekommen. Ich finde es okay, allein zu sein. Stimmt, einfacher ist es zu zweit. Das tut mir leid, dass Ihre Frau gestorben ist. Paarundzwanzig Quadratmeter mit separater Küche. Sie müssen mich nicht siezen. Das hier ist der alte Eingang, vom Hof, er war früher für die Angestellten. Der Eingang gehört zu beiden Wohnungen, Tür an Tür. Hinter der anderen Tür lebt eine Frau, sie ist zwischen vierzig und fünfzig. Sie leitet eine Kaufhaus-Filiale, geht morgens früh aus dem Haus und kommt erst nachts zurück. Sie bekommt nie Besuch. Ihr teilt euch den kleinen Flur hier. Die gemeinsame Tür muss immer abgeschlossen werden, immer, auch wenn du nur eine Minute rausgehst. Gegenüber, hinter dieser Tür, lebt eine Journalistin, die in Rente ist. Sie teilt sich den Flur mit einer Wohnung, die auch vermietet wird. Die junge Frau unten drunter dreht gern die Musik laut auf, ich kannte sie schon, als sie noch sooo – er zeigt es mit der Hand – klein war. Jetzt lebt sie allein. Die Eltern sind aufs Land gezogen. Auch sie teilt den Flur mit einer anderen Mietwohnung. Die Wohnungen wurden für Angestellte gebaut. Sie dienten der feinen Gesellschaft, die im Vorderhaus wohnte. Ja, das haben Sie schon gesagt. Du musst mich nicht siezen. Entschuldigen Sie. Hier im Flur steht ein Gefrierschrank, wahrscheinlich brauchst du ihn nicht, aber ich weiß sonst nicht, wohin damit. Den Kühlschrank in der Küche hat meine verstorbene Tante aus Deutschland mitgebracht, in den Sech-

zigern. Damals war er schon gebraucht, aber er ist besser als viele, die heutzutage hergestellt werden. Die Tante ist viel gereist, eine Dame von Welt, aber nun ja, sie hat nie geheiratet. Deshalb hat sie die Wohnung mir vererbt, dem ihr am nächsten stehenden Verwandten. Der Griff ist ein bisschen ungewöhnlich, aber so hier funktioniert es, er muss richtig einrasten, dann ist er zu, achte da gut drauf. Meine Tante war wie ein Hamster, hier war alles vollgestellt, aber ich konnte die Sachen nicht wegschmeißen, wie das eben ist, heb das auf, heb jenes auf... Dann gingen hier die Antiquitätenhänd*lerinnen ein und aus, für den Leuchter dort im Wohnzimmer haben sie mir gutes Geld angeboten, aber ich, ach ja, eine Kugel hat gefehlt, die habe ich einfach neu besorgt, und zwar für nicht wenig, ich kann einfach nichts verkaufen. Ich mag einfach nichts verkaufen. Meine Tante hat mir viel geholfen im Krieg, sie hat meiner Frau, die damals schon schwer krank war, Medikamente geschickt, paketweise übers Rote Kreuz. Auch Geld hat sie uns geschickt, meine Tante war sparsam. Sie hat im diplomatischen Dienst gearbeitet, hat gut verdient. Und große Ersparnisse hinterlassen. Damals führen einige Leute mit Lkws nach Bosnien rüber, bis Sarajevo, sie haben fürs Rote Kreuz gearbeitet und die Pakete überbracht. Ich atme tief ein, alles wird gut, gleich, denke ich. Alles wird gut. Bis Ende Oktober werde ich einziehen, heute ist der 14. Oktober. Dass du einen Hund hast, stört mich nicht. Aber die Menschen binden sich immer so an Haustiere, und irgendwann sind sie weg, verstehst du. Das ist doch eine Qual. Du hast genug Steckdosen, in der Küche, und hier im Flur, nur leider haben die Leute, die vor dir hier gewohnt haben, sie herausgerissen, haben sie nicht gut behandelt. Also nicht daran zeren, schön ordentlich den Stecker ziehen. Ich hab sie alle repariert. Eine Stunde ist vergangen. Um drei muss ich bei der Polizei sein. Mein Handy explodiert vor lauter Nachrichten. Ich hätte es ausschalten sollen. Ich machs jetzt aus. Acht Jahre. Nein, ich habe hier nicht studiert. Wegen eines Jobs bin ich hergekommen und dann dageblieben. Ich konnte nicht mehr feststellen, woher die Vibration kam, aus meinem Körper oder aus dem Telefon. Polizei, Vernehmung. Ein sonniger Tag, 14. Oktober. Auf dem Tisch liegt eine riesige Schachtel Streichhöl-

zer, 5 mal 3 cm. Darauf abgebildet: ein gezeichnetes Boot, eine Flasche und der Schriftzug PORTO CRUZ. Streichhölzer, die in keine Hosentasche passen. Nein danke, ich rauche nicht. Noch eine Lüge, denke ich ganz unaufgeregt. Alle lügen doch um durchzukommen. Aus Eigennutz. Aber das mache ich nicht, ich lüge ohne das geringste Eigeninteresse. Nur das, was alle am liebsten verschweigen würden, doch ich schweige nicht. Jetzt habe ich Lust auf eine Zigarette. Mit den Stoffrollen hier musst du ganz vorsichtig sein, sie funktionieren einwandfrei, pass mit der Schnur auf, mit der du den Stoff hoch und runter ziehst, drück nicht zu fest, quetsch sie nicht ein beim Schließen der inneren Fenster. Oder Gespenster, denke ich. Sie zerreißen leicht und dann ist es schwer, eine neue zu besorgen und anzubringen. Hier hat ein wunderbarer Junge gewohnt, Anfang der 2000er, direkt nachdem die Tante gestorben ist, Journalist, wirklich ein ganz wunderbarer Junge. Dann ist er irgendwo hingezogen, aber er hat lange bei uns gewohnt, es gefiel ihm hier. In zehn Minuten muss ich bei der Polizei sein. Vernehmung. Wird sie zurückziehen, werde doch nur ich aussagen. Bestimmt passiert etwas Schreckliches. Ich atme so tief wie möglich ein. Du musst tief einatmen, glaub mir, das hilft. Wir gingen zu Fuß. Es war Nacht. Eine der Silvesternächte, in denen gefeiert wurde. Dolores trug eine schwarze Jacke, im Revers etwas Rotes, eine Blume oder so, und ein blasses Gesicht. Tief durchatmen, tief durchatmen, gleich ist es vorbei. Ich konnte nicht wissen, dass ich in sie verliebt bin. Ein halbes Leben ist seitdem vergangen. Ich müsste jetzt los, endlich unterbreche ich die endlosen Antworten. Ja, die Kautions kann ich Ihnen vorbeibringen. Ja, morgen um eins, das passt mir gut. Ich habe Angst, die ganzen Nachrichten zu lesen. Ich tue es trotzdem, während ich vom zweiten Stock die halbrunde Treppe hinuntersteige. Für die Kautions wird's schon reichen, es wird reichen, irgendwas wird sich ergeben, es ergibt sich immer was. Dolores ist nach Bosnien gefahren. Ich gehe allein zur Polizei. Keine einzige Nachricht von ihr, Hauptsache sie macht keinen Rückzieher, sie darf keinen Rückzieher machen, das wäre nicht gut. Ich allein, das reicht nicht. Für den 14. Oktober ist es zu warm. Ich schwitze zu viel. Sogar nach dem Trai-

ning, in der Umkleidekabine, sind meine T-Shirts trocken, sie riechen kein bisschen, duften sogar noch ein wenig nach Weichspüler. Jetzt stinke ich. Leiser Schweiß steigt mir in die Nase. Ein paar E-Mails, zwei davon dringend. Es wird schon reichen für die Kautions, heute Abend, heute Abend. Umzugskisten. Ich muss später noch in den Laden und Kartons holen. Nur das Nötigste. Wenn ich zweimal fahre, wird alles in ein Auto passen. Die Bücher nehme ich später mit. Ich brauche die Bücher nicht. Bettzeug, Jacken, Schuhe, zwei Töpfe. Mein Vater hat mir Töpfe gekauft, zwei kleine Töpfe, ein ganz kleiner und ein etwas größerer. Seit acht Jahren kein Kontakt mehr. Vernehmung. Und mir ist übel. Ich brauche einen großen Topf für Spaghetti. Kein Mensch kocht ja wohl für eine Person Spaghetti. Wird schon alles in ein Auto passen. Ich gehe jetzt allein und dann kommt Dolores aus Bosnien zurück. Der Inspektor meinte, sie werde zurückkommen und der Vorladung Folge leisten. Wichtig ist, dass wir sagen, was passiert ist. Etwas ist passiert. Was ist passiert. Es ist passiert. Mein Körper und das Telefon beben, die Vibration breitet sich von der Tasche nach oben aus, bis zu den Brüsten. Ungeschickter Umstand. Schon prasseln die Katastrophen auf mich nieder, eine nach der anderen. Was passiert ist, ist nicht gut. Es ist gut, dass es passiert ist. Für irgendetwas ist es immer gut. Ich könnte die Jacke ausziehen. Es ist so heiß hier. Ich habe ja noch ein Hemd und ein Unterhemd an. Wo ist eigentlich das eine weinrote Hemd. Ich habe es lange nicht gesehen. Es steht mir ziemlich gut, finde ich. Wo ist dieses Hemd? Das wäre jetzt genau richtig für dieses wechselhafte Wetter. Vielleicht überlegt er es sich noch einmal anders bis morgen. Vielleicht liest er die Schlagzeile und sagt, er habe ein besseres Angebot für seine Wohnung bekommen. Er wird das alles nicht verstehen, oder vielleicht doch, aber welche*r will schon Probleme. Für die Kautions wird es reichen, es wird reichen für die Kautions.

Hier endet die Allegrüdnönewiese. Die Wiese ist ein Wurm im Einmachglas, das Heranwachsen staubig. Verkrustet, sagt Oma zu Elodi, wenn sich das Marmeladenglas nicht öffnen lässt. Vergoren, das Glas ist vom letzten Jahr, erklärt sie ihr. Die anderen Kinder sagen »Spielplatz«, doch Elodi sagt »Wiese«. Sie ist weder besonders lang noch breit und von einer Buchsbaum- oder Ligusterhecke umgeben, so ist sie der ganzen Länge nach von der verkehrsreichen Landstraße abgeschirmt, die zur Annahmestelle führt, wo die Zuckerrüben für das Silo angeliefert werden. Bevor das hier ein Silo wurde, war es eine Mühle. Bevor hier Asphalt war, war es Erde.

...

Dragoslava Barzut: Die Nähe verlieren
Roman
Übersetzt aus dem Serbischen von Marie Alpermann
144 Seiten, Softcover
12,00 EUR
ISBN: 978-3-945644-26-3
Erschienen im Verlag w_orten & meer

Die Nähe verlieren



Eine Kindheit und Jugend in den 70er und 80er Jahren im ehemaligen Jugoslawien. Ein Coming-out. Fußball als Obsession, Flucht, die Abwesenheit der Eltern, das eigene und das fremde Leben. Das Ausbleiben von Erzählungen und Erinnerungen. Gewalt gegen Lesben. Dragoslava Barzut verwebt in ihrem preisgekrönten Roman mit einer poetischen und höchst eigenwilligen Sprache Erinnerungen und

Fragmente eines Aufwachsens vor und in einem unverständlichen Krieg, ein Sein in patriarchaler Gesellschaft, in der das Leben, die Identität und die Erinnerung gewaltvoll gebrochen und zersplittert sind. In schnell wechselnden inneren Monologen von Elodi, Dolores und weiteren Personen findet eine Suche statt – Elodi sucht nach Dolores, sucht nach einer Erinnerung an Gewalt, nach einem Sich-nicht-Verlieren in den Anforderungen des Außen: Wohnungssuche, Polizeiverhör, Fußballspielen, Texte schreiben.

Und immer wieder lockt Thea



FOTO: ROGER MELIS

Ich war Abonnentin der »Sibylle«; die »Pramo«, was für praktische Mode stand, war mir etwas zu konventionell. Die in der »Sibylle« – von Mannequins, die mit ihrem Anmut, ihrer Grazie und vor allem ihrem Stolz emanzipierter DDR-Frauen auch auf den Laufstegen von Mailand, Paris und New York brilliert hätten – vorgestellte Mode war schicker, moderner, ausgefallener; avantgardistisch, fantastisch und fantasievoll. Und inspirierte auch zum Nachschneiden, mit dem, was man eben so in den Stoffabteilungen der Centrum-Warenhäuser, in Krämerläden oder im Nähkästchen von Großmutter und anderswo als »Rohstoff« ergattern konnte.

Die Modejournalistin, deren Name sich mit der »Sibylle« verbindet, war Dorothea Melis, von Insidern auch als »Anna Wintour der DDR« bezeichnet. Ich freute mich, sie jetzt vorgestellt zu bekommen – in einem Bildband, der Momentaufnahmen aus zwei Jahrzehnten enthält, von Roger Melis (1940–2009), der zu den bekanntesten DDR-Fotografen gehörte. Er hat seine Frau 1967 kennen- und lieben gelernt, wie aus dem Geleitwort von Mathias Bertram zu erfahren ist. Es sind sinnliche und besinnliche Porträts, die der Hüter des Nachlasses von Roger Melis zusammengestellt hat.

»Die Fotografien zeigen Thea als attraktive, als schöne und selbstbewusste Frau, die sich ihrer Ausstrahlung gewiss ist. Sie kann deshalb auch ganz unbekümmert, ohne jede Verlegenheit natürlich auftreten, weiß sich als Modelfrau aber auch zu stylen

und zu posieren, wenn es darauf ankommt«, schreibt Bertram. Und berichtet über seinen Stiefvater, Roger Melis: »Seine Bilder geben auch viel über ihn preis.« Selbst wenn er nur auf einem Foto präsent ist. Sie offenbaren ihn »als frisch Verliebten, als Bewunderer, als Verbündeten, als Liebenden, als Partner: Thea hatte für ihn eine geradezu magische Anziehungskraft, er konnte es nicht lassen, immer wieder neue Aufnahmen von ihr zu machen. Ihre Offenheit und ihr Vertrauen wiederum belegen, dass die Begeisterung für den anderen gegenseitig war.« Noch Jahrzehnte nach ihrer Eheschließung nannte sie ihn liebevoll wie bewundernd einen »Wahnsinnstypen«.

Thea tanzt, Thea raucht, Thea schmust mit ihrer Katze, Thea massiert sich den Fuß. Thea beim Abwaschen und beim Waschen in einer Altherliner Hinterhauswohnung. Sie macht einen Handstand auf einer Wiese, spaziert durch einen Wald, flaniert durch Gassen in Ostberlins Mitte. Auch wenn es sich hier um Schwarz-Weiß-Fotografien handelt, beweisen und bekräftigen diese doch, dass der Alltag in der DDR mitnichten schwarz-weiß war, wie Mainstreamhistoriker und manche Publizisten weiszumachen versuchen. Dem Verlag, in dem schon Roger Melis' Bände über die Ostdeutschen, über Paris sowie dessen Künstlerporträts erschienen sind, ist vielmals zu danken. **ves**

Roger Melis: Thea. Porträts und Momente. Hrsg. v. Mathias Bertram. Lehmann, 96 S., geb., 24 €.

Zeit des Nichtstuns und der Partys

Lutz Hachmeister hat mit »Hotel Provençal« eine Geschichte der Côte d'Azur verfasst

HARALD LOCH

Eine Volksfront gegen rechtsaußen? In der französischen Großregion Provence/Alpes/Côte d'Azur (PACA) vermag Marine Le Pens Rassemblement National viele Wähler für sich zu gewinnen, jüngst gar über ein Drittel. Um dem wachsenden Einfluss der Rechten Einhalt zu gebieten, sollte eigentlich eine Volksfront wie in den 30er Jahren unter dem Sozialisten Léon Blum formiert werden.

Wer die besondere Situation in unserem Nachbarland verstehen will, greife zu dem Buch über das »Hôtel Provençal« in Juan-les-Pins, einem Ortsteil von Antibes. Der 1959 in Westfalen geborene Publizist und Filmemacher Lutz Hachmeister erzählt anhand des einstigen, rege frequentierten Luxushotels bis hin zu dessen jahrzehntelangem Leerstand die Geschichte der Côte d'Azur. Das ist kein Reiseführer, sondern eine Kulturgeschichte.

An deren Anfang werden die Erholungsreisen reicher Leute im Sommer wie im Winter an der französischen Mittelmeerküste reflektiert. Im Fokus des kometenhaften Aufstiegs des Seebads von Juan-le-Pins stellt

Hachmeister die Person des »reichsten Amerikaners« Frank Jay Gould. Der Erbe des mit dem Eisenbahnbau im 19. Jahrhundert zum »Self-made-Milliardär« aufgestiegenen Liebhabers der französischen Lebensart vernarrte sich in die Atmosphäre an der Riviera und ließ dort das 1927 eröffnete Luxushotel erbauen.

Oase der Millionäre

Der Chronist hat in öffentlichen und privaten Archiven sowie in Gesprächen mit Zeitzeugen viele Details liebevoll zusammengetragen. Voller Bewunderung, ja fast Neid erfährt das Publikum, dass die Bauzeit des riesigen, mit allen technischen Neuerungen ausgestatteten Palastes nur ein Jahr in Anspruch nahm (Gruß an BER und die Hamburger Elbphilharmonie). Der Autor beeindruckt den Leser zudem mit Berühmtheiten der Zwischenkriegszeit. Zu den Gästen des Hotels gehörten Prominente wie Charly Chaplin, Marlene Dietrich, Gary Cooper, Josephine Baker oder Coco Chanel. Als eine

»Zeit von Nichtstun und tausend Partys« beschrieb der US-Schriftsteller F. Scott Fitzgerald deren Aufenthalt dort. Juan-le-Pins war jedenfalls einer der angesagtesten Orte.

Die schmunzelnd und auch stürmisch zu lesenden Anekdoten fügen sich zu einem Bild, das sich über das glanzvolle, weltberühmte Jazz-Festival in Juan-les-Pins/Antibes letztlich im Aufstieg der Rechten verdirrt. Hachmeister besuchte inzwischen längst geschlossene Bars und verfolgte den Abstieg des »Provençal« zur Bauruine, die immer wieder Begehrlichkeiten von Investoren weckt. Sein Blick geht zurück auf die NS-Besetzung des Landes. Mit Empathie beschreibt er das Schicksal jüdischer Flüchtlinge, denen einerseits geholfen, die andererseits denunziert und an die Gestapo verraten wurden. Zur Sprache kommt die Kollaboration von Franzosen mit den Nazi-Okkupanten, aber auch der heroische Widerstand. Selten schafft es ein unterhaltsames Buch, so viel Wissenswertes auf knappem Raum zusammenzutragen und nachdenklich zu stimmen.

Lutz Hachmeister: Hotel Provençal. Eine Geschichte der Côte d'Azur. C. Bertelsmann, 239 S., geb., 22 €.

Die großartige Exil-Community am Pazifik

Martin Mittelmeier erklärt, wie die »Dialektik der Aufklärung« zum Jahrhundertbuch wurde

HARALD LOCH

Der Versuch muss wohl als gescheitert angesehen werden. Jener Versuch, den Theodor W. Adorno und Max Horkheimer im Jahre 1944 im kalifornischen Exil mit den Essays unter dem Arbeitstitel »Philosophische Fragmente« unternahmen. Diese avancierten, überschrieben als »Dialektik der Aufklärung«, zu einem Jahrhundertbuch, gelten als grundlegende und meistrezitierte Werke der Kritischen Theorie der Frankfurter Schule. Und ihnen nun widmet Martin Mittelmeier sein vielschichtiges Buch »Freiheit und Finsternis«.

Der Autor unterrichtet am Institut für deutsche Sprache und Literatur an der Universität zu Köln. Er erzählt, unter welchen Rahmen- und Randbedingungen Adorno und Horkheimer die Essays schrieben, mit wem sie während dieser Zeit in Kalifornien und auch in New York zusammenkamen, vor allem, was sie eigentlich vorhatten und womit sie – wohl den Umständen der Entstehung der Essays geschuldet und vielleicht auch dem zu groß gewählten Ansatz – nicht zu Ende kamen. Angesichts der Gewissheit über die Exzesse des Holocaust wollten sie ermitteln, wie es zu diesen ungeheuren, unfassbaren Verbrechen kommen konnte und wie dadurch die Erkenntnis entstehen konnte: Nie wieder!

Mittelmeier überlässt das Urteil über die philosophischen Gedankengänge der »Dia-

lektik der Aufklärung« anderen. Er selbst findet die Ableitungen schwer nachzuvollziehen, rühmt aber das Sprachkunstwerk, das entstanden sei. Ein Widerspruch? Nein!

Die Anlage der sich aus den jeweiligen Arbeitsprozessen der beiden Häupter der Frankfurter Schule ergebenden Essays erscheint nicht auf den ersten Blick einleuchtend. Die fünf Essays behandeln den Begriff der Aufklärung, Odysseus oder Mythos und Aufklärung, Juliette (de Sade), Nietzsche und Kant, Aufklärung und Moral, Kulturindustrie und Aufklärung als Massenbetrug sowie Elemente des Antisemitismus.

Die »Dialektik der Aufklärung« ist ein Gemeinschaftswerk der beiden Autoren. Mittelmeier gelingt es, dieses gemeinschaftliche Arbeiten anschaulich und nachvollziehbar im Kontext der Exilsituation in Los Angeles zu erzählen. Dabei kommen Phasen der Konzentration wie solche der Ablenkung zur Sprache zur Sprache, die Notwendigkeit, für das von Horkheimer geführte Institut Geld einzutreiben, aber auch die Amouren von Adorno und die Eifersüchteleien unter Kollegen.

Mittelmeier geht detailliert und stringent die fünf Essays durch und benennt die Einflüsse von Max Weber oder Walter Benjamin auf diese. Des Letzteren knappe geschichtsphilosophische Thesen hatte Hannah Arendt bei ihrer Flucht aus Europa vor den Nazis mit nach New York gebracht. Sie standen Hork-

heimer und Adorno dadurch inspirierend zur Verfügung. Wie wenig Arendt von Adorno hielt, ist allerdings wohl kein Geheimnis.

Mittelmeier beschreibt die Veröffentlichungsgeschichte der »Dialektik der Aufklärung«, die einer Geburtstagsgabe für den Mitarbeiter Friedrich Pollock entsprang, Ökonom und Soziologe, Mitbegründer des Instituts für Sozialforschung in Frankfurt am Main, als dessen Geschäftsführer und Finanzverwalter er jahrzehntelang tätig war – vom Druck beim Amsterdamer Querido-Verlag in kleiner Auflage bis zu den Raubdrucken im Zuge der Umbrüche von 1968 und den danach offiziell erscheinenden Editionen.

Die Leser erfahren auch, welche Anpassungen die Autoren im Vokabular vornahmen, um in Zeiten des Kalten Krieges nicht zu »marxistisch« zu klingen, was ihnen mehr als Ungemach eingebracht hätte. Die Zustände an weiterhin notwendige Geldgeber und auch im Zuge der geplanten Wiederintegration des Instituts in die Frankfurter Universität verstörte die 68er, weisen aber auch auf eine Dialektik hin, die der Produktion philosophischer Thesen unter den Bedingungen von Geldnot und einer solchen Thesen abholden politischen Großwetterlage immanent ist.

Mittelmeier gelingt es, das alles in einer gut gelaunten Sprache darzustellen und nachzuzeichnen, in einer Art, die sich weder in Wissenschaftlichkeit noch im Anekdotischen ver-

ANZEIGE

Neuheiten 2021



Gerhard Streminger

Die Welt gerät ins Wanken

Das Erdbeben von Lissabon im Jahre 1755 und seine Nachwirkungen auf das europäische Geistesleben
Ein literarischer Essay

197 Seiten, Abbildungen, Klappenbroschur, Euro 18.-
ISBN 978-3-86569-346-4

Das Erdbeben von Lissabon mit seinen 60.000 Toten ist bis heute die folgenreichste Naturkatastrophe, die Europa in der Neuzeit traf. Gerhard Streminger entwirft ein Panorama Lissabons am Vorabend der Katastrophe. Er gibt sich in die durch Sklavenhandel und koloniale Ausbeutung reich gewordene Hauptstadt und lässt uns erleben, wie mit ihr der Glaube an einen gerechten Gott untergehen.



Karlheinz Deschner

Das Kreuz mit der Kirche

Eine Sexualgeschichte des Christentums
Mit einem Nachwort von Michael Schmidt-Salomon

738 Seiten, gebunden, Euro 32.-
ISBN 978-3-86569-319-8

In seinem erstmals 1974 erschienenen Buch beschreibt Karlheinz Deschner, wie seit Entstehung des Christentums Sexualität immer mehr zur Sünde wurde. Er zeigt den Zusammenhang zwischen klerikaler Frauenverachtung und Prostitution auf, erinnert an die Kämpfe um den § 218 und für sexuelle Selbstbestimmung und beleuchtet die lange Tradition von Duldung und Verheimlichung des Missbrauchs.

Alibri Verlag • www.alibri.de

ANZEIGE



Robin Hahnel / Erik Olin Wright

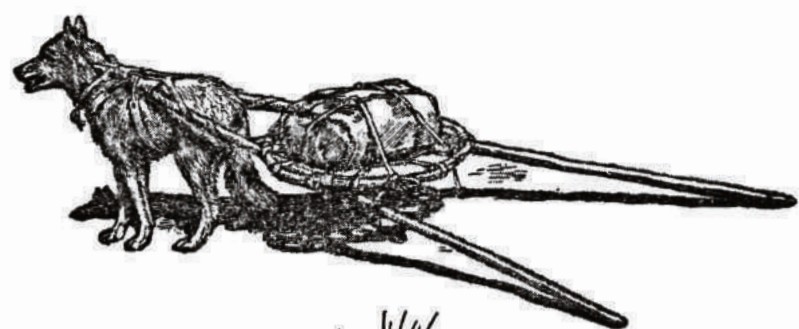
Alternativen zum Kapitalismus

Vorschläge für eine demokratische Ökonomie

Realität der Utopie 2
244 Seiten, 13 Abbildungen
Paperback, 10,5 x 14,8 cm, € 15,- [D]

Wie lässt sich eine Ökonomie organisieren, die auf sozialer Gerechtigkeit und ökologischer Nachhaltigkeit gründet, die zugleich aber auch effizient und demokratisch ist?

www.bertz-fischer.de | mail@bertz-fischer.de | Newsletter: bertz-fischer.de/newsletter



ILLUSTRATIONEN AUS »GOODBIRD. DIE WELT DER HIDATSA«



FOTOS: TRAUMFÄNGER-VERLAG



FOTOS: PRIVAT

Gilbert Livingston Wilson wurde 1868 in Springfield, Ohio, geboren. Er promovierte 1899 am Theologischen Seminar von Princeton und wurde presbyterianischer Priester. 1902 wurde er Pastor in Mandan, Nord-Dakota, ganz in der Nähe der Reservation der Mandan, Arikara und Hidatsa. Er studierte das Leben der dortigen Bevölkerung und lernte Buffalo Bird Woman (Waheenee) und andere Familienmitglieder kennen. Als Folge seiner Studien und tiefen Freundschaft wurde er in den »Prairie Chicken Clan« als Sohn von Waheenee adoptiert. 1910 erhielt er von der Universität von Minnesota den Dokortitel in Anthropologie. Seine ethnografischen Bücher fanden erst spät Beachtung und gelten heute als wahres Zeugnis des damaligen Lebens dieser Völker. Wilson starb 1930 – seine Ehefrau vermachte seine gesamten Aufzeichnungen der Minnesota Historical Society, die seine Bücher schließlich veröffentlichte.

Tobias Enge, 1990 geboren, hat an der Universität Leipzig Lehramt studiert. Schon in seiner Jugend interessierte er sich für die indigenen Völker Nordamerikas. Im Rahmen seines Studiums beschäftigte er sich intensiver mit Mythen und Legenden insbesondere der Plainskulturen. Dies machte er auch zum Thema seiner Bachelor- und Masterarbeit. Das einschlägige Interesse am Leben der Plainsindianer im 19. Jahrhundert und ein mehrmonatiger Aufenthalt im verregneten Irland brachten einige Übersetzungen von Fach- und belletristischen Büchern hervor. »Waheenee«, ebenfalls im Traumfänger-Verlag erschienen, war eine davon. Heute unterrichtet Tobias Enge an einer sächsischen Oberschule und übersetzt gelegentlich weiterhin Bücher über Native Americans.

Ich wurde auf einer Sandbank geboren...

Die Lebensgeschichte von Goodbird, einem Native aus dem nordamerikanischen Stamm der Hidatsa. Eine Geschichte von Traditionen, Umbrüchen und Verwerfungen

Vorwort

Die Reisen Catlins im Jahre 1832 und die des Prinzen zu Wied 1833 machten die Kulturen der Mandan und Hidatsa berühmt. 1907 wurde ich vom AMNH [American Museum of Natural History] geschickt, um mit anthropologischen Forschungen unter den Überbleibseln dieser Völker auf der Fort Berthold Reservation zu beginnen. Seitdem habe ich jeden Sommer mit ihnen verbracht.

In diesen Jahren war Goodbird mein vertrauenswürdigster Helfer und Übersetzer. Seine Mutter Wahidiwia oder Buffalo Bird Woman ist eine bewundernswürdige Quelle für Informationen über das Leben und den Glauben der Hidatsa in den alten Tagen.

Die Indianer haben den schönen Brauch, sehr gute Freunde zu adoptieren. Durch eine solche Adoption ist Goodbird zu meinem Bruder, Buffalo Bird Woman zu meiner Mutter geworden.

Die Geschichten, aus denen sich dieses kleine Buch zusammensetzt, erzählte mir Goodbird im August 1913.

Ich habe nichts weiter getan, als Goodbirds indianisches Englisch in den sprachlichen Standard zu überführen. Die Geschichten sind seine eigenen. In jeder davon liegt ein Teil seines Herzens.

In den Jahren 1908 und 1913 wurde auch mein Bruder Frederick N. Wilson vom Museum hierher geschickt, um Zeichnungen der materiellen Kunst der Hidatsa anzufertigen. Die Illustrationen in diesem Buch beruhen auf seinen Skizzen aus diesen Jahren. Einige wurden von einfacheren Zeichnungen, die Goodbird angefertigt hatte, nachgezeichnet...

Ich hoffe, dass Goodbirds Geschichte den Leser dazu bringt, Interesse für diese Völker zu entwickeln.

Gilbert Livingston Wilson

Kapitel I – Geburt

Ich wurde auf einer Sandbank in der Nähe der Mündung des Yellowstone geboren. Das war sieben Jahre vor der Schlacht, in der Long Hair (Anm.: Gemeint sind George Armstrong Custer und die Schlacht am Little Big Horn) getötet wurde. Mein Stamm lagerte an der Sandbank und überquerte den Fluss mit Bullboats. Da Eisschollen auf dem Missouri trieben, war es vermutlich die zweite Woche im November.

Die Mandan und mein eigenes Volk, die Hidatsa, waren einst mächtige Stämme, die in den fünf Dörfern an der Mündung des Knife River, im Gebiet des heutigen North Dakota, lebten. Die Pocken hatten beide Völker dezimiert. Die Überlebenden zogen den Missouri aufwärts und errichteten ein Dorf an der Like-a-Fishhook-Biegung. Die Weißen nennen diesen Ort Fort Berthold. Dort lebten die beiden Völker gemeinsam. Sie errichteten eine Palisade aus aufrechten Holzpfehlern um das Dorf, um sich vor den feindlichen Sioux zu schützen.

Wir Hidatsa betrachteten die Sioux als wilde Menschen, denn sie lebten nur von der Jagd und hausten in Zelten. Unser eigenes Leben hielten wir für zivilisiert. Unsere Behausungen waren Hütten aus Holz, und die runden Dächer waren mit Erde bedeckt. Man nannte sie Erdhütten. Felder mit Mais, Bohnen, Kürbissen und Sonnenblumen lagen auf jeder Seite des Dorfes in den Niederungen entlang des Flusses. In den alten Tagen wurde die Feldarbeit mit Hacken aus Knochen bewerkstelligt. Mit unserer Mais- und Bohnenernte hatten wir weni-

ger Furcht vor Hungersnöten als die wilden Stämme. Aber wie sie jagten auch wir die Bisons des Fleisches wegen. Nachdem die Indianer Feuerwaffen erhalten hatten, gab es weniger Wild, und in den Jahren vor meiner Geburt hatte man nur selten Bisons in der Nähe des Dorfes gesehen.

Doch Späher brachten die Botschaft, dass große Herden flussaufwärts und am Yellowstone zu finden seien, und so machten sich die Dorfbewohner, die Mandan und Hidatsa, bereit, auf die Jagd zu gehen.

Für eine Stammesjagd wurde stets ein Anführer oder Häuptling gewählt. Es war immer ein Mann, von dem man meinte, dass er starke Schutzgeister hatte. Nicht jeder wollte dieser Anführer sein, denn der Stamm erwartete von ihm eine gute Jagd, reiche Beute und keine Angriffe von Feinden. Verließ die Jagd ungünstig, machte man den Anführer dafür verantwortlich. »Seine Gebete haben nicht die Kraft der Geister geweckt. Er ist kein guter Anführer!« – so würde das Volk reden.

Dieser Anführer musste von einer Kriegergesellschaft, den Schwarzzündern, gewählt werden. Sie sammelten reiche Geschenke – Gewehre, Decken, Roben, Kriegshauben, verzierte Hemden – und boten diese Geschenke mit einer großen Zeremonie nach und nach Männern an, die im Besitz heiliger Bündel waren. Alle lehnten die Geschenke ab.

Sie überredeten schließlich Ediakata, die Hälfte der Geschenke anzunehmen. »Wähle jemanden, der die andere Hälfte bekommen soll«, sagten die Schwarzzünder. So wurde Short Horn gewählt. Die beiden Anführer legten den Tag der Abreise fest. Am Abend vor der Abreise ging ein Ausrufer durch das Dorf und rief: »Morgen gegen Sonnenaufgang werden wir dieses Lager verlassen. Macht euch bereit!«

Wir zogen den Fluss hinauf und folgten der schmalen Prärie zwischen den Hügeln und dem Flussufer. Ediakata und Short Horn führten den Zug an. Der eine befahl am einen Tag, der andere am nächsten. Das Volk folgte in einer langen Reihe. Manche ritten auf Pferden, die meisten aber gingen zu Fuß. Einige alte Leute saßen auf den Travois. Nachts schlief man in Tipis oder kleinen Hütten, die aus Holz errichtet und mit Häuten abgedeckt wurden.

Mein Großvater besaß ein großes Tipi aus dreizehn Häuten. Es war mit fünfzehn Stangen aufgebaut. Es beherbergte zwölf Personen: meinen Großvater Small Ankle und seine zwei Frauen, Red Blossom und Strikes-Many Woman, seine Söhne Bear's Tail und Wolf Chief und deren Frauen, meine Mutter Buffalo Bird Woman, die seine Tochter war, Son-of-a-Star, ihren Ehemann; au-

ßerdem Flies Low, einen jüngeren Sohn Small Ankles, sowie Red Kettle und Full Heart, zwei Jungen und Brüder des Flies Low.

Nachdem unser Stamm auf der Westseite des Missouri das Ufer erklommen hatte, war der elfte Lagerplatz auf der Reise erreicht. Hier bot die Enge des Missouri einen guten Platz für eine Überquerung. Eine lange Sandbank verlief entlang des Südufers. Auf dieser wurden die Zelte für die Nacht aufgebaut. Es gab auf dieser begrenzten Fläche nicht genug Platz, um einen Lagerkreis zu errichten, und so standen die Tipis in Reihen, wie die Häuser eines Dorfes.

Mein Großvater errichtete sein Zelt in der Nähe der Stelle, die für die Überquerung bestimmt wurde. Der Tag war kalt und windig. Mit Stahl und Stein schlug mein Großvater Feuer. Trockenes Gras wurde für die Betten entlang der Zeltwände ausgelegt und mit Roben bedeckt. Kleine Holzstücke wurden an die Bettkanten gelegt, um das trockene Gras vor den Funken zu schützen.

Am Abend legte sich der Wind. Zwielft zog über den Himmel, und die Sterne erschienen. Der Neumond, schmal und gekrümmt wie ein Indianerbogen, schien weiß über dem Fluss, und die Wellen der Mittelströmung glänzten silbern im Mondlicht. Dann und wann schlug eine kleine Welle gegen das Ufer, und über allem lag das Rauschen des großen Flusses, der weiterfließt an einen Ort, von dem wir Indianer nichts wussten.

Gegen Mitternacht erhob sich ein Hund, streckte seine Nase gegen den Nachthimmel und jaulte. Dies war das Signal für den Mitternachtschor. Einen kurzen Moment später hatte jeder Hund des Dorfes eingestimmt und heulte den Mond an. Fern draußen auf der Prärie erklang das Bellen eines Kojoten. Die Hunde beruhigten sich bald wieder und legten sich schlafen.

Dann kam ich zur Welt. In ein Stückchen Leder gewickelt wurde ich in die Arme meiner Mutter gelegt. Ich war ihr erstgeborenes Kind. Sie gab mir die Brust.

Der Morgen graute, als mein Vater heimkam. Er hob die Zelttür und trat lächelnd ein.

»Ich hörte meinen kleinen Sohn schreien«, sagte er. »Es war ein beherzter Schrei. Ich bin sehr glücklich.«

Meine Großmutter legte mich in seine Arme.

Der Stamm begann am selben Morgen mit der Flussüberquerung. Die Zelte wurden, eines nach dem anderen, abgebaut. Die Menschen packten ihre Habe auf Bullboats und paddelten damit über den Fluss.

Ein Bullboat baute man, indem man eine Bisonhaut über ein Gerüst aus Weidenästen zog. Es

war geformt wie eine Wanne – es war nicht unbedingt filigran, aber es konnte eine Menge Lasten tragen.

Unser Boot war auf einem Travois aus dem Dorf mitgebracht worden. Mein Vater setzte meine Mutter und mich über den Fluss. Er kniete auf dem Boden, tauchte sein Paddel direkt vor sich in das Wasser und meine Mutter saß mit mir am hinteren Ende des Bootes. Unsere Zeltstangen waren zu einem Bündel verschürzt und an das Boot gebunden worden. Unsere Hunde und Pferde folgten schwimmend. Sie schnauften wegen der heftigen Strömung. Wir kamen erschöpft und ziemlich nass am anderen Ufer an.

Vier Tage lang waren die Menschen damit beschäftigt, den Fluss zu überqueren. Da es an der Zeit war, machten wir uns weiter auf den Weg, um den Platz, der als unser Winterquartier bestimmt war, zu erreichen. Meine Mutter und ich saßen nun auf einem Travois, welches von einem Pferd gezogen wurde. Eine Bisonhaut war über den Boden des Travoiskorbes gelegt worden. Diese band mein Vater eng um die Beine meiner Mutter. Ich lag in ihrem Schoß, war in ein Fell einer Wildkatze gehüllt und mit ihrer Robe zugedeckt.

Wir erreichten Round Bank, den Ort unseres Winterlagers, nach fünf Tagen. Üblicherweise verbrachte unser Volk die Winter in kleinen Erdhütten in den Wäldern entlang des Missouri, weit von Like-a-Fishhook. Aber diesen Winter lagerten wir in unseren Zelten – wie die Sioux. Ein Zelt, war es an der richtigen Stelle aufgebaut und brannte im Innern ein Feuer, war ein gemütliches Örtchen.

Keine Bisons wurden auf unserem Weg zum Yellowstone getötet. Aber viel Hirsch- und Antilopenfleisch war ins Lager gebracht, getrocknet und in Taschen für den Winter verstaut worden. Viele, vorwiegend die vorausschauenden Familien, hatten auch große Maisvorräte aus Like-a-Fishhook mitgebracht. Nachdem der erste Schnee gefallen war, entdeckten unsere Jäger einige Bisons und töteten ein paar von ihnen. So mussten wir für diesen Winter keinen Hunger fürchten.

Der zehnte Tag nach meiner Geburt war der Tag meiner Namensgebung. Wir waren noch nicht richtig in unserem Winterlager angekommen. Der Name, den ein Indianerkind bekam, sollte ihm Glück bringen. Ein Mediziner wurde bestellt, man gab ihm zu essen und Geschenke, damit er dem Kind einen Namen gab und für es betete. Da mein Großvater einer der Mediziner war, bat meine Mutter ihn, mir einen Namen zu geben.

Die Schutzgeister meines Großvaters waren die Vögel, die den Donner schicken. Er war ein guter alter Mann, nahm mich zärtlich in seine Arme und sagte: »Ich nenne meinen Enkel Tsakakasa-ki – Goodbird! Mein Name war eine Art Fürbitte. Immer, wenn er ausgesprochen wird, erinnern sich die Vögel daran, dass ich nach ihnen benannt wurde und dass mein Großvater dafür betete, dass ich zu einem mutigen, guten Mann heranwähle.«

.....
Gilbert L. Wilson: Goodbird. Die Welt der Hidatsa Biografie
Überliefert von Edward Goodbird
Übersetzt von Tobias Enge
100 Seiten, gebunden
12,50 EUR
ISBN: 9783941485-907
Erschienen im Traumfänger-Verlag

Goodbird. Die Welt der Hidatsa



Goodbird, ein Hidatsa, war der Sohn von Waheenee, geboren 1870. Er erlebte die alten Traditionen des Erdhüttdorfes, in dem die Frauen Landwirtschaft betrieben, bis hin zu einer Zeit, in der man sich den erzwungenen Veränderungen angepasst hatte, während wichtige kulturelle Elemente trotz pädagogischer, religiöser und anderer Bemühungen, sie zu verändern, beibehalten wurden. Als Junge lernte Goodbird noch die traditionelle Jagd mit Pfeil und Bogen und schlich durch das Unterholz des fruchtbaren Landes am

Missouri River, das 1954 vom Garrison-Damm überflutet wurde.

Goodbird schildert eindringlich die Auswüchse des »Dawes Allotment Act« und die damit erzwungene Umsiedlung der Mandan, Arikara und Hidatsa nach Independence im heutigen Fort-Berthold-Reservat in North Dakota. Dieses Buch ist Goodbirds eigene Lebensgeschichte, die eine Zeit abdeckt, in der die Kultur des Volkes fast zerstört wurde – mit besonderen Angriffen auf die Religion – und sie Farmer werden sollten. Ein wertvolles Zeitzeugnis, erzählt aus indigener Sicht.

Der Autor Gilbert L. Wilson hat in vielen Interviews diese Lebensgeschichte aufgeschrieben und lässt Goodbird mit dessen eigenen Worten erzählen.

Die stolzen Osis aus Namibia



ABB.: HANNA ZECKAU

Fluch oder Segen? Fragt sich Rita Mielke, die an die 400 Kinder, zumeist Waisen oder Halbweisen, erinnert, die in den 80er Jahren aus Namibia, organisiert von der Swapo, in die DDR ausgeflogen worden sind. Um sie so vor Bürgerkriegsterror zu schützen, ihnen kindgerechte Betreuung, Verpflegung und Bildung zukommen zu lassen. 1990 repatriert, wurden jene erneut aus vertrauter Umgebung herausgerissen, in ein Land gebracht, das sie nicht als Heimat begriffen, dessen Sprache sie nicht beherrschten. Es kam zur paradoxen Situation, dass einige von ihnen als Pflegekinder in Familien deutscher Siedler aufgenommen wurden, Nachfahren der Kolonisatoren von »Deutsch-Südwestafrika«. Des Zwiespalts ihres Seins bewusst, gründeten die »Osis aus Namibia« (so deren stolze Selbstbezeichnung) einen »Ossi-Club«.

Darüber und über viele andere erstaunliche, überraschende, kuriose wie nachdenklich stimmende Ereignisse, Begebenheiten und Begegnungen, von Weltreisenden aus der Zeit Karl des Großen über die Ära der großen Entdeckungen bis hin zu Globetrottern und Philanthropen jüngster Vergangenheit, berichtet der von Hanna Zeckau reizvoll illustrierte Band von Rita Mielke, der mit dem weisen, für viele globalen aktuellen Probleme treffenden Satz beginnt: »Man kann über alles reden. Vorausgesetzt man hat – oder findet – eine gemeinsame Sprache.« ves

Rita Mielke: Als Humboldt lernte, Hawaiianisch zu sprechen. Duden, 239 S., geb., 28,80 €.

Revolutionär, ohne Illusionen

Wie und warum sich Noam Chomsky als ein Anarchist outete

PETER NOWAK

Der US-amerikanische Linguist Noam Chomsky gehört zu den einflussreichsten linken Intellektuellen. Er hat in seinem langen Leben immer wieder kritisch über innenpolitische Themen in seinem Land geurteilt. Bekannt sind auch seine streitbaren Interventionen zur Nahostpolitik, ebenso seine Unterstützung der kurdischen Nationalbewegung. Weniger wohl, dass er sich seit Jahrzehnten als Anarchist bezeichnet.

»Als ich zwölf Jahre alt war, habe ich angefangen, in New Yorker Antiquariate zu gehen. Viele von ihnen wurden von Anarchisten betrieben, die aus Spanien stammten. Deshalb erschien es mir damals ganz natürlich, Anarchist zu sein«, erklärt Chomsky. Jetzt hat der Verlag Graswurzelrevolution, der sich der Geschichte der libertären Bewegung widmet, Beiträge von Chomsky zum Anarchismus aus vier Jahrzehnten in einem Buch zusammengestellt

»Man muss Chomskys Ideen zur industriellen Gesellschaftsorganisation, seinen Glauben an die emanzipatorischen Kräfte der Technik und seine reformistische Haltung zur staatlichen Autorität nicht teilen, die Auseinandersetzung mit seinen kritischen, von großer analytischer Schärfe zeugenden Einsichten lohnt allemal«, stimmt Herausgeber Rainer Barbey die Leser*innen auf die Lektüre der sieben sehr unterschiedlichen Texte ein.

Das Buch beginnt mit einem Interview, das der Journalist Peter Jay 1976 mit Chomsky für einen Londoner Sender unter der Überschrift »Warum sind Sie ein Anarchist?« führte. Darin hob der Befragte den fließenden Übergang seiner Version des Anarchismus zu den Spielarten des Marxismus etwa von Rosa Luxemburg und dem Rätekommunismus des Niederländers Anton Pannekoek hervor, der sich auch zu einer von Arbeiterräten geleiteten Planwirtschaft bekannte.

Interessant für Leser hierzulande: Chomsky war ein Fan von Humboldt.

Beim zweiten Text handelt es sich um Aufzeichnungen, die Chomsky bei Seminaren mit Aktivist*innengruppen in den Jahren 1989 bis 1996 erstellt hat. Dort verteidigte er seinen anarchistischen Reformismus, der ihn dazu brachte, in US-Wahlkämpfen für die Kandidat*innen der Demokratischen Partei einzutreten, ohne sich Illusionen über diese prokapitalistische Partei zu machen. »Einige Leute mögen das Reformismus nennen – aber das ist abwertend formuliert. Reformen können ziemlich re-

volutionär sein, wenn sie in eine bestimmte Richtung führen«, beharrte Chomsky.

Der Vordenker einer neuen, gerechteren Gesellschaft riet seinen Genoss*innen, die Strukturen des Wohlfahrtsstaates gegen die wirtschaftsliberalen Sozialstaatszertrümmerer*innen à la Margaret Thatcher zu verteidigen, der britischen Premierministerin und sogenannten Eisernen Lady. »Der anarchistischen Weltsicht ungeachtet, glaube ich daher, dass bestimmte Komponenten des Staatswesens, die beispielsweise sicherstellen, dass Kinder zu essen haben, verteidigt werden müssen – und zwar äußert vehement«, stellt Chomsky klar.

Ebenfalls wieder abgedruckt im Buch sind Chomskys »Anmerkungen zum Anarchismus«, die er 1973 als Vorwort für ein von Daniel Guérin, einem französischen Anarchisten, herausgegebenes Buch über anarchistische Praxis schrieb. Dort befasste er sich mit den wechselhaften Kontakten zwischen Marxist*innen und Anarchist*innen.

Der umfangreichste Text in dem hier anzuzeigenden Buch ist ein mit »Sprache und Freiheit« überschriebener Aufsatz, in dem sich Chomsky mit der Entwicklung der Sprache in der menschlichen Gesellschaft befasst.

Der Band schließt mit einem »Ziele und Visionen« überschriebenen Kapitel, in dem sich Chomsky 1996 sehr detailliert mit der Geschichte der Spanischen Revolution der Jahre 1936 bis 1939 auseinandersetzt und dabei vor allem die starke anarchosyndikalistische Bewegung in den Fokus rückte. »Ich glaube, in der heutigen Welt sollte es das Ziel eines en-

gagierten Anarchisten sein, einige staatliche Institutionen gegen die auf sie gerichteten Angriffe zu verteidigen und dabei schließlich zu versuchen, sie einer sinnvollen Beteiligung der Öffentlichkeit zu erschließen – und sie letztendlich in einer weitaus freieren Gesellschaft abzubauen, wenn die entsprechenden Bedingungen dafür geschaffen wurden.«

Noam Chomsky benennt politische Grundsätze, die wohl auch die meisten Sozialist*innen und Kommunist*innen heute

unterschreiben können. Interessant für Leser hierzulande dürfte sein, dass er sich in mehreren Texten als ein großer Verehrer des Universalgelehrten Wilhelm von Humboldt erweist, den er als Vorbild eines engagierten Intellektuellen interpretiert.

Noam Chomsky: Über Anarchismus. Beiträge aus vier Jahrzehnten. Ausgewählt, übersetzt und kommentiert v. Rainer Barbey. Verlag Graswurzelrevolution, 246 S., br., 17,90 €.

ANZEIGE

Demokratie braucht Debatte!
Die Zeitschrift für Politik und Kultur | Analysen, Hintergrund, Meinungen

Neue Gesellschaft
Frankfurter Hefte
12 | 2021



Für 3 Monate testen
www.ng-fh.de

Jetzt Probeabo
bestellen!

Eine besondere Liaison

Claudia Clark über Angela Merkel und Barack Obama

TIM KÖNIG

Angela Merkel war die erste Frau im Bundeskanzleramt und stammte zudem aus der DDR, deren Bürgern mehrheitlich nach 1990 kaum Karrierechancen vergönnt waren. Barack Obama war der erste afroamerikanische US-Präsident und hatte gegen etliche Vorurteile zu kämpfen. Eigentlich Grund genug für beide, die sich auf diversen Gipfeln, bi- und multilateralen Treffen begegneten, austauschten, disputierten, sich einander verbunden zu fühlen.

Tatsächlich konstatiert die 1973 in Michigan geborene Claudia Clark, politisch aktiv seit frühester Jugend, unter anderem für verschiedene NGOs, und seit 2017 in Deutschland beheimatet, eine ganz besondere Liaison zwischen der Deutschen und dem »Ami«. Anfänglich sich skeptisch beugend und trotz Meinungsverschiedenheiten etwa zum Klimawandel, entwickelten sie über die Jahre

Verständnis, Respekt, schließlich gar Sympathie füreinander und Freundschaft. Was auch nicht von Skandalen wie dem von der NSA angezapften Handy der Kanzlerin oder dem vom US-Präsidentenskandidaten ausgeschlagenen (Wahlkampf)Rede vor dem Brandenburger Tor in Berlin auf Dauer überschattet blieb.

Das besondere Verdienst dieser zwei so unterschiedliche Persönlichkeiten würdigen die Publikation ist der Beweis, dass politische Kontrahenten, durchaus gut zusammenarbeiten können. Zum Wohl der Völker und der Welt. »Von ihrer Beziehung sollten andere Staatsführer lernen und es ihnen, hoffentlich, eines Tages nachtun«, beendet Claudia Clark ihr fakten- und erkenntnisreiches Buch. Dem ist nichts hinzuzufügen.

Claudia Clark: Lieber Barack: Die außergewöhnliche Partnerschaft zwischen Angela Merkel und Barack Obama. Novum, 336 S., br., 18,40 €.

ANZEIGE



Kai Lindemann
Die Politik der Rackets
Zur Praxis der herrschenden Klassen
2021 – 155 Seiten – 16,00 €
ISBN 978-3-89691-067-7

Rackets und Neoliberalismus ist die Demokratie-tiefeindlichkeit gemein. Kai Lindemann erweitert den fragmentarischen Racket-Begriff der Frankfurter Schule klassentheoretisch und reformuliert ihn staats-theoretisch. Er plädiert zur Überwindung der Racket-Gesellschaft für eine radikale Demokratisierung aller gesellschaftlichen Bereiche. Hierfür braucht es solidarische Gemeinwesen und starke Kollektive der Klassenpolitik, die das Kapitalverhältnis humanistisch und konsequent in seine Schranken weisen.

Hendrik Wallat
Politischer Marxismus
Ellen M. Woods Beitrag zur Aktualisierung des historischen Materialismus
2021 – 231 Seiten – 28,00 €
ISBN 978-3-89691-063-3

Joscha Metzger
Genossenschaften und die Wohnungsfrage
Konflikte im Feld der Sozialen Wohnungswirtschaft
(Raumproduktionen: Theorie und gesellschaftliche Praxis, Band 38)
2021 – 310 Seiten – 30,00 €
ISBN 978-3-89691-068-4

Rückschau auf einen lang ersehnten Frühling



»Dieses Buch ist den Sowjetsoldaten gewidmet«, deklariert eingangs ihres neuen Bandes die Fotografin Gabriele Senft, Jahrgang 1949, die im Titel eine Zeile aus einem alten russischen Volkslied zitiert. Die im brandenburgischen Belzig Geborene hat ihre neue Publikation dem Gedenken zum 75. Jahrestag der Befreiung vom deutschen Faschismus beigegeben wollen; bekanntlich fielen coronabedingt viele geplante Veranstaltungen aus. Umso erfreulicher, dass der Berliner Verleger Wiljo Heinen sie unterstützte, das Projekt zu realisieren. Es ist eine Zeitreise, die ihren Ausgangspunkt an Friedhöfen und Denkmälern für die gefallenen Befreier in Ostdeutschland nimmt, chronologisch mit der Schlacht an der Oder im Januar '45 beginnt und beim opferreichen Kampf um die deutsche Hauptstadt sowie der Kapitulation Nazideutschlands endet – also von Küstrin (Kostrzyn nad Odra), wo noch heute aus dem Erdreich Skelette und Munition geborgen werden, bis nach Berlin-Karlshorst, zum Deutsch-Russischen Museum. Man begegnet hier einstigen deutschen Rotarmisten wie Konrad Wolf, Ruth Werner und Moritz Mebel. Und vor allem berechtigtem Stolz und Freude unter den Siegern über den Hitlerfaschismus. Ein würdevoller Band. ves

Gabriele Senft: Leuchtend prangten ringsum Apfelflüten. Der lang ersehnte Frühling. Wiljo Heinen, 198 S., geb., 28,50 €.

Wer bestimmt, was möglich ist?

Maak Flatten würdigt Willy Brandt als Außenminister der ersten Großen Koalition

HEINZ NIEMANN

Das hier zu besprechende Buch schließt nicht nur eine Lücke in der Historiografie über einen vielfältigen Hinsicht äußerst interessanten Zeitabschnitt der Geschichte der Bundesrepublik. Der 1971 geborene Promovend der Bonner Universität rückt mit seiner Arbeit einen Bereich der Politik in den Blickpunkt, der gerade gegenwärtig (und eigentlich schon einige Zeit länger) immens an praktisch-politischer Bedeutung gewonnen hat.

Maak Flatten, der als Lehrer und als Dozent am Zentrum für schulpraktische Lehrerbildung arbeitet, legt – wohl naturgemäß ob seiner Profession – großen Wert auf methodisch-didaktische Gliederung seines Textes, was dessen Lektüre angesichts der Fülle der gebotenen Fakten, Daten und inhaltlichen Disputationen zweifellos erleichtert. Auf der Grundlage eines beeindruckenden Quellenmaterials aus allen relevanten Archiven, an erster Stelle das Brandt-Archiv, sowie mit gebotener Quellenkritik, sei es bei persönlichen Interviews mit Zeitzeugen oder auch hinsichtlich der ausgewerteten Sekundärliteratur, ist eine sehr differenzierte Darstellung entstanden: Sie zeigt das Bemühen des sozialdemokratischen Politikers und ersten Chefdiplomaten der SPD, des späteren Bundeskanzlers Willy Brandt um Lösung kontroverser Positionen bundesdeutscher Außen- und Sicherheitspolitik in den konfliktreichen 60er Jahren.

Unausgesprochen dem Grundsatz der historisch-materialistischen Methodologie folgend, die Geschichte wie auch das Wirken von Menschen in dieser nicht von ihrem Ende her zu betrachten, ist der Verfasser der Gefahr entgangen, seinen Protagonisten als ein »überlebensgroßes Denkmal« zu porträtieren – so schwer es fallen mag, den Außenminis-

ter Willy Brandt zu betrachten, ohne den Bundeskanzler zu sehen«. Flatten macht Brandt den Platz nicht streitig, den andere Autoren ihm neben Otto von Bismarck, Gustav Stresemann und Konrad Adenauer als Außenpolitiker zuweisen, weist aber auch auf die zeitbedingten Metamorphosen von dessen Ansichten hin. Er übersieht allerdings meines Erachtens den Ausgangspunkt eines Lernvorgangs: den Bau der Berliner Mauer.

Brandts Klugheit und Mut sollten Vorbild sein.

Allein 200 Seiten widmet Flatten Brandts Spagat zwischen Bilateralismus und Multilateralismus, seiner Politik in Bündnissen und gegenüber den Verbündeten; auf 300 befasst er sich mit der Neuen Ost- und Deutschlandpolitik der Großen Koalition, mit jenen Fragen, die sich gerade auch aus der Haltung und Erwartung der sowjetischen Siegermacht ergaben. Hier zeigt sich besonders der Vorzug, Geschichte nicht als Prolog späterer Ergebnisse zu verstehen, wie vom Mainstream der Historikerzunft zumeist praktiziert, wodurch der Mauerfall und das Zusammenwachsen dessen, »was zusammengehört«, als angeblich einzig mögliche, weil deterministisch vorbestimmte Folge einer Strategie erscheinen. Angedachte Alternativen der offenen Geschichte stellen sich dann als Verirrungen dar, jenseits der vermeintlich einzig richtigen Option des Sieges westlicher Demokratie über den »Totalitarismus«.

Es finden sich bei Flatten auch viele nützliche, anregende Ansatzpunkte für die Geschichtsschreibung zur Westpolitik der DDR. Das kann den »gutwilligen« Historikern

bzw. den aus der DDR stammenden Vertretern der Gilde helfen, noch weitgehend ungelöste Probleme des Gegen- und bedingten Miteinanders ost-west-deutscher Deutschlandpolitik besser zu erfassen und die 40-jährige DDR-Geschichte als normalen Bestandteil einer zutiefst widersprüchlichen und zugleich ganzheitlichen deutschen Nachkriegsnationalgeschichte zu verstehen und darzustellen. Überdies: Trotz aller Spezifika der weltpolitischen Umstände zu Brandts Zeiten drängen sich Vergleiche grundlegender Positionen und Erfahrungen des sicher wirkungsreichsten Außenpolitikers der Bundesrepublik mit jenen heutiger Akteure auf, die für Letztere eher bescheiden ausfallen.

Der Zusammenbruch des sowjetischen Hegemonialbereichs Anfang der 90er Jahre hat ein für ganz Europa, für die ganze Welt bedeutsames Scharnier bewegt. Inzwischen dürften große Teile der Bevölkerungen in den vom Untergang des Realsozialismus betroffenen Ländern oder zumindest Teile ihrer politischen und intellektuellen Elite die Erkenntnis gewonnen haben: Die Türen wurden nach der falschen Seite geöffnet.

Für Brandt und seine praktische Politik waren und blieben feste Überzeugungen leitend, so die Notwendigkeit internationaler Rüstungskontrolle, ein System kollektiver Sicherheit, eine atlantische Partnerschaft à la John F. Kennedy, in der die USA (anders als später) mit einem selbstbewussten, unabhängigen Europa auf Augenhöhe zusammenarbeiten. Aber auch die Vision des französischen Staatspräsidenten Charles de Gaulle von einem Europa der »Vaterländer«, ohne weitgehenden Verlust der nationalen Souveränität. Und die Nichtweiterverbreitung der Atomwaffen, einschließlich des Verzichts Deutschlands auf solche. Brandts moralisches Credo war es, einstige Feinde in Freunde zu verwandeln.

Angesichts der Fülle aktuell ungelöster außen- und sicherheitspolitischer Probleme

sollte ein Studium der vom Außenpolitiker (und späteren Kanzler) Willy Brandt demonstrierten Klugheit und seines politischen Mutes ein Muss für heute praktizierende Außenpolitiker sein. Flatten hat dazu ein passendes Zitat seines »Helden« aus dessen späten Jahren parat, aus seinem letzten, unveröffentlicht gebliebenen Buchprojekt: »Erfahrungen mit Außenpolitik nicht nur des eigenen Landes haben mich gelehrt, wie hohl und

irreführend das vielzitierte Wort von der Politik als Kunst des Möglichen ist. Wer bestimmt, was allein als möglich gelten soll? Und wer will verhindern, dass versucht wird, das zunächst als unmöglich Erscheinende doch möglich werden zu lassen?«

Maak Flatten: Schamierzeit der Entspannungspolitik. Willy Brandt als Außenminister der Großen Koalition (1966–1969). J.H.W. Dietz, 760 S., br., 64 €.

ANZEIGE

OXI

Konsumkritisch konsumieren? Tu was Sinnvolles und verschenke OXI.

12 Ausgaben für nur 40 €
oxiblog.de/oxi-abo



OXI – DIE ÖKONOMIEKRITISCHE MONATSZEITUNG

ANZEIGE

Die Rezepte unseres Lebens
DAS FAMILIENKOCHEBUCH
Ihre schönsten Familienrezepte – gesammelt über Jahrzehnte!

NEU

Mit den Lieblingsrezepten zahlreicher Prominenter wie Ute Freudenberg, Claudius Drellich, Helga Pjur oder Petra Kusch-Lück!

Mehr Infos unter:
www.buchverlag-fuer-die-frau.de

160 Seiten, 17 cm x 23 cm, mit sw- und Farbfotos
ISBN 978-3-89798-622-0 19,95 €

Schwul – und deshalb schuldig?

Jürgen Pettinger erinnert an ein vergessenes NS-Opfer: Franz Doms

ERNST REUSS

Das Gericht urteilte am 10. November 1943: »Der Angeklagte wird als gefährlicher Gewohnheitsverbrecher wegen widernatürlicher Unzucht mit 18 Männern, meistens gegen Entgelt, wegen Diebstahls und Erpressung zum Tode verurteilt.« Verurteilt worden war der 21-jährige Franz Doms, der drei Monate später, am 7. Februar 1944, auf dem Schafott im Hinrichtungsraum des so urteilenden Landesgerichts Wien starb. Er wurde getötet, weil er schwul war.

»Gefährliche Gewohnheitsverbrecher« und »Sittlichkeitsverbrecher« verfielen laut

NS-Gesetz der Todesstrafe, »wenn der Schutz der Volksgemeinschaft oder das Bedürfnis nach gerechter Sühne es erfordern«. Ein Gummiparagraf. Franz galt als hoffnungsloser Fall, da er immer wieder »rückfällig« geworden sei. Für die Nazis war er ein »bevölkerungspolitischer Blindgänger«, der »die Seuche der Homosexualität« verbreitete. Sein Freund war ein »Schlurf«, so nannte man damals junge Leute mit langen Haaren und überlangen Koteletten, die ebenfalls von den Nazis als Oppositionelle verfolgt wurden.

»Er ist ein völlig haltloser, seinen wider-natürlichen Trieben gegenüber machtloser Verbrecher, bei dem von Freiheitsstrafen kein erzieherischer oder abschreckender Erfolg

mehr zu erwarten ist«, hieß es in der Anklageschrift gegen Doms. Dabei hatte er lediglich das »Verbrechen« begangen, sich auf sein eigenes Schwulsein einzulassen, es nicht zu verleugnen, sich dazu zu bekennen.

Er gehörte zu den vergessenen Opfern der NS-Justiz. Der ORF-Redakteur Jürgen Pettinger erinnert dankenswerterweise an ihn – hat einen Mann der Anonymität entrissen, dem ein intolerantes, barbarisches Regime das Leben nahm, ihm nicht gönnte, nach seiner Fassung zu leben. Eine einfühlsame, erschütternde Biografie.

Jürgen Pettinger: Franz. Schwul unterm Hakenkreuz. Kremayr & Scheriau, 192 S., geb., 22 €.

Frei von Rachedgedanken – George Orwells Reportagen aus Deutschland

Von März bis November 1945 reiste der britische Autor George Orwell als Kriegsberichterstatter durch Deutschland und Österreich. Seine Reportagen schilderten frei von Triumph- oder Rachedgefühlen, welche Zerstörung der Krieg über Städte, Länder und Menschen gebracht hatte. Teilweise zeigte er sogar Verständnis für die gebeutelte Bevölkerung und die gedemütigten Soldaten. Vermutlich wäre sein Urteil über die Deutschen härter ausgefallen, hätte er auch eines der befreiten Konzentrationslager besucht. 1936 hatte er noch als Freiwilliger auf republikanischer Seite im Spanischen Bürgerkrieg gekämpft. Neun Jahre später hatten die Folgen faschistischen Terrors unvorstellbare Dimensionen erreicht.

Orwell empfand die mangelnde Lebensmittelversorgung und die Zerstörung als bedrückend und war skeptisch, ob das gewaltige Trümmerfeld von der Normandie bis nach Stalingrad je wieder aufgeräumt werden könnte. Er sah eine humanitäre Katastrophe auf Europa zukommen. Millionen Displaced Persons irrten quer über den Kontinent, hinzu kamen Millionen Flüchtlinge aus den ehemaligen deutschen Ostgebieten. Unklar war auch, wie mit Deutschland und den Millionen deutschen Kriegsgefangenen zu verfahren sei.

Die Texte aus jener Zeit sind nun unter dem Titel »Reise durch Ruinen« erschienen. Die Reportagen sind einige Jahre vor seinem wohl berühmtesten Roman »1984« erschienen. Und auch seine »Animal Farm« (»Farm

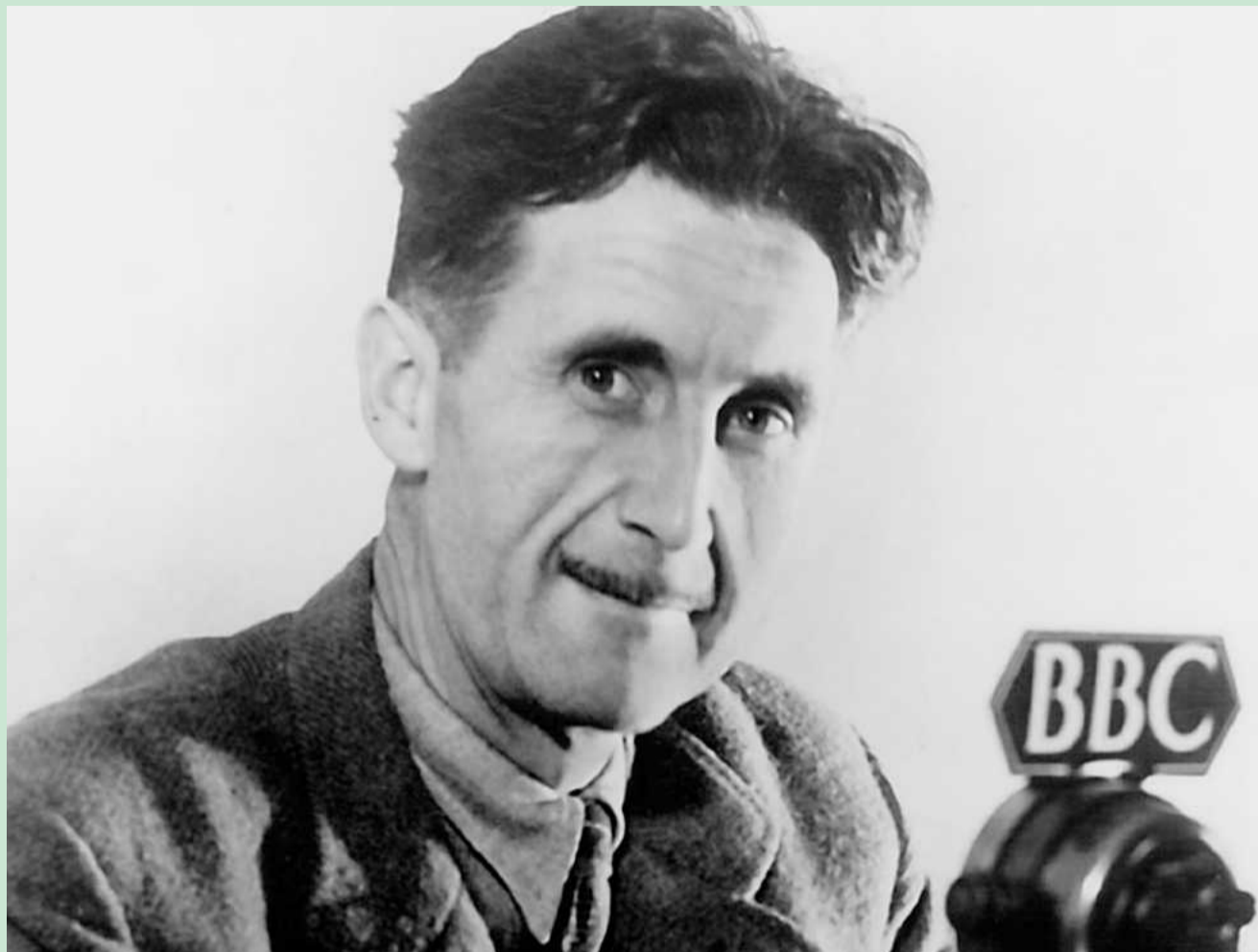


FOTO: IMAGO IMAGES/PICTURES FROM HISTORY

der Tiere») war noch nicht veröffentlicht. Orwell sah als Lösung für die immense Dimension von Problemen nur eine multilaterale Welt, in der die alliierten Siegernationen auch künftig zusammenarbeiten. Seine Hoffnung setzte sich jedoch nicht durch; der Kalte Krieg ließ sie zerplatzen. Was Orwell sehr wohl schon zu dessen Beginn befürchtete. Und auch der Brexit bestätigt seine Warnungen vor Alleingängen, Abschottung und Isolierung. In gewisser Weise widerspiegelt sich dies auch in seinem Erfolgsroman »1984«, dort in den düstersten Farben ausgeschmückt.

Ergänzt werden seine Nachkriegsreportagen von 1945 durch frühere Artikel. Noch im März 1940 hatte Orwell geschrieben: »Nehmen wir mal an, dass Hitlers Programm tatsächlich umgesetzt werden kann. Was er sich vorstellt, dass es in hundert Jahren ein zusammenhängendes Reich von 250 Millionen Deutschen mit jeder Menge »Lebensraum« gibt, das sich bis nach Afghanistan ... erstreckt. Ein schrecklich hirnloses Reich, in dem eigentlich nicht viel passiert, außer dass neues Kanonenfutter gezeugt wird und junge Männer zu Soldaten erzogen werden.«

Ein Nachwort des Historikers Volker Ullrich beschließt das lesenswerte Büchlein. **Ernst Reuß**

George Orwell: Reise durch Ruinen. Reportagen aus Deutschland und Österreich 1945. C. H. Beck, 111 S., geb., 16 €.

Das Konzept von Biden wird scheitern

Conrad Schuhler prophezeit den USA weitere Schwächung – innen wie außen

REINER OSCHMANN

Das Taschenbuch hat nur 160 Seiten, aber seine Informationsdichte, seine sozial-ökonomischen Schwerpunkte und die leserfreundliche Urteilsfreude des Verfassers machen die Neuerscheinung locker mit manch größerem Werk zur Entwicklung der USA konkurrenzfähig.

Conrad Schuhler (81), der seit Langem das Institut für sozial-ökologische Wirtschaftsforschung München leitet, studierte in Manchester und München Volkswirtschaft, war in den 80ern Chefredakteur der DKP-Zeitung »UZ« und wurde im Frühsommer 1989 laut »Spiegel« »in Ost-Berlin gemäßregelt, weil ausnahmsweise doch mal DDR-Kritisches ins Blatt gerutscht war«. Jetzt hat er sich »Das Neue Amerika des Joseph R. Biden« vorgenommen. Herausgekommen ist ein Buch, das – der stärkere Teil – halb Analyse ist und halb Streitschrift mit forschenden, meist gerechtfertigten Thesen zu den USA,

aber auch einige kritikarme Blicke auf China und Russland enthält. So hätte man bisweilen gern gewusst, was der Autor von der Autokratie in China hält. Und der im Nachwort zutreffend bewertete Afghanistan-Einsatz der USA kontrastiert höchst problematisch mit der wortkargen Sicht auf die zehnjährige Besetzung Afghanistans durch die Sowjetunion. Die liest sich hier so, als sei sie eine Art Wohltätigkeitsveranstaltung gewesen.

Schuhler beginnt seine Untersuchung mit einer erhellenden Nachbetrachtung zum Ergebnis der Präsidentschaftswahl vor einem Jahr. Mit handlichen Grafiken, die er auch zu anderen Themen gewinnbringend einsetzt, lässt er das Gesamtbild der Wählerschaft des erfolgreichen neuen Präsidenten Biden und des kaum weniger erfolgreichen Donald Trump entstehen. Der typische Biden-Wähler bzw. die Wählerin hatte danach College-Ausbildung und ein eher geringeres Einkommen, war nichtweiß und weiblich, jünger und entschiedener liberal, lebt in der Stadt und hält Rassismus wie auch die Corona-Pandemie für die wesentlichen Probleme der Gesellschaft.

Trumps Wählerschaft besaß weniger als College-Bildung, aber höheres Einkommen, arbeitet Vollzeit, ist weiß, männlich und älter, lebt in ländlichen Bezirken, ist entschieden konservativ und hält die Wirtschaft bzw. die Verbrechensbekämpfung für die Schlüsselprobleme Amerikas.

Auch Biden treibt der Ehrgeiz, dass die USA Nr. 1 bleiben.

Schuhler belegt die Stabilität beider Blöcke – 92 Prozent der Trump-Wähler 2016 wählten ihn auch vier Jahre später wieder, während 95 Prozent der einstigen Hillary-Clinton-Wähler auch diesmal für den Demokraten stimmten. Und damit für die Zementierung der gesellschaftlichen Spaltung. Schon hierin sieht Schuhler einen Grund für

die reale Gefahr einer Wiederkehr Trumps oder eines Trump-Ersatzes bei der nächsten Wahl 2024 und, damit einhergehend, für die »Gefahr eines Faschismus per Stimmzettel«.

Der Autor analysiert die Gesichter der »Amerikanischen Krankheit«, der beispiellosen Spaltung zwischen unten und oben, der Einbußen an Wettbewerbsfähigkeit in wirtschaftlich-technischer sowie handels- und forschungspolitischer Hinsicht, vor allem gegenüber China, bei gleichzeitig fortwährendem Ehrgeiz, mit allen Mitteln die Nr. 1 in der Welt zu bleiben. Kern von Bidens Konzept sind für Schuhler »das Erstarken der USA selbst, das Versammeln der westlichen Staaten hinter den USA und die ständige Verringerung der Stärken und Einflussmöglichkeiten der »autokratischen Gegenseite«, zu der vor allem China und Russland zählen. Unzutreffend erweckt er meines Erachtens den Eindruck, Biden suche – anders als einst Präsident Franklin D. Roosevelt – mit seinen vor ungewissem Ausgang stehenden Modernisierungs- und Sozialplänen im Kongress heute lediglich die Zustimmung »eines auf ihn ein-

geschworenen Medienkorps«, nicht aber breiter Wählerkreise.

Das Neue an Biden ist, dass er sich der existenzbedrohenden Schwere der US-Krise durchaus bewusst ist. Allerdings stimmen die Erfolgsaussichten seiner Krisenstrategie wenig optimistisch. Da bin ich ganz bei Schuhler, der sich mehrfach überzeugt zeigt, dass »das Konzept von Joe Biden scheitern wird«.

Sowohl die Reichweite der geplanten Ausgaben als auch die Erfolgchancen ihrer parlamentarischen Verabschiedung sind unzulänglich und ungewiss. Und der Versuch der US-Administration in Washington, im Systemkonflikt mit China die westlichen Verbündeten, darunter Deutschland, in eine feste und folgsame Front gegen Peking zu bringen, wird mit einiger Sicherheit ebenfalls erfolglos bleiben. Der militarisierte Kurs gegenüber China im Indo-Pazifik droht von einem längst eingetretenen Kalten Krieg in einen heißen umzuschlagen.

Conrad Schuhler: Das Neue Amerika des Joseph R. Biden. Papyrossa, 164 S., br., 13,90 €.

Und das können Sie gewinnen

1. Preis:

Ein Überraschungspaket aus unserem nd-Shop im Wert von 50 Euro

2. Preis:

Ein Überraschungspaket aus unserem nd-Shop im Wert von 30 Euro

3. Preis:

Eine LED-Standlupe von Fielmann

Die Gewinner werden schriftlich benachrichtigt und gebeten, sich zwecks Absprache direkt an den nd-Shop zu wenden (gültig für Preise 1 und 2).

Schreiben Sie einfach das Lösungswort auf eine Postkarte und schicken diese an: Neues Deutschland Druckerei & Verlag GmbH Anzeigen Geschäftskunden 10243 Berlin, Franz-Mehring-Platz 1

Einsendeschluss: 17.12.2021

Die Gewinner werden in der nächsten Ausgabe von »nd.Commune« am 31.12.2021 bekannt gegeben.

Lösungswort des letzten Rätsels (nd.Extra, 5. November): Gaumenfreuden

Die Gewinner sind:

1. Preis: Brigitte Thaens, Berlin

2. Preis: Sigrid und Albert Armbruster, Plauen

3. Preis: Hilburg Seltmann, Berlin

Das Extra Rätsel

Luftleitvorrichtung	Zeltüberdachung	Diwan	eine Pferdekranke	Vorderasiat	Binnenwasser	8	Abk.: Realgymnasium	Abk.: der türkischen Währung	Stadt am Leba-See	hohes dt. Gericht (Abk.)	gleichgültig	Modetanz der 20er	hier, ... und da
				2	ergiebig			5		9	Ungetüm d. griech. Mythologie	Kicherlaut	
baumgesäumte Straße		franz. Schriftsteller † 1951								6	Vorname d. Eberhard Eschenbach		
Erkältungserkrankung						12					spanischer Artikel	griechischer Buchstabe	unversehrt
Denkvermögen	deutsche Druckfachmesse	US-Lösch-experte (Red...)	kurz für: eine	4	mit Namen erwähnen						Geräusch der Bienen	japanischer Seidengürtel	
nicht dagegen				1						3			
Figur in Wagners »Rheingold«		eine Zitatesammlung			ital. Rechtsgelehrter † 1220	Flächenmaß	chinesischer Politiker †	nord. Schicksalsgöttin	span., italienisch: eins		Kfz-Z. Erlangen	osteuropäische Hauptstadt	
italienische Gaststätte				13				Pflaumenart				7	
ein Edelgas					Ostasiat							10	

nd SHOP

Vio.Me-Seife

Sorten: Lavendel und Kräuter

120g für 3,30 €
250g für 6,60 €

Jetzt in 250g!

Jetzt bestellen: (030) 2978 - 1654
dasnd.de/soliprodukte

1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13
---	---	---	---	---	---	---	---	---	----	----	----	----

Es darf gern ein biss(chen) mehr sein

Vor 85 Jahren erfand ein Dresdner Chocolatier die Dominosteine. Heute gehören sie auf jeden Weihnachtsteller

HEIDI DIEHL

Herbert Wendler war 21 Jahre alt, als er 1933 seine Lehre als Chocolatier in der renommierten Dresdner Schokoladenfabrik Riedel & Engelmann beendete und seine eigene Pralinenmanufaktur gründete. Bald schon waren seine handgefertigten Köstlichkeiten bei Genießern in aller Munde. Wendlers Anspruch, stets höchste Qualität zu bieten, ließ ihn aber schnell an seine Grenzen stoßen. Denn die Zutaten, die er für seine edlen Kreationen brauchte, wurden immer teurer und vor allem rarer. Außerdem störte es den ehrgeizigen jungen Chocolatier auch, dass sich nur wenige Menschen seine Pralinen leisten konnten. Eine Alternative musste her. Wendler dachte an eine für jedermann erschwingliche Schichtpraline, die dennoch von hoher Qualität und Geschmack ist und die man in großen Mengen produzieren kann. 1936 hatte er die Lösung gefunden. Von den Pulsnitzer Spitzen, einem seit Jahrhunderten im nahen Pulsnitz von den Pfefferkühlern hergestellten Gebäck aus mit Kirsche gefüllten und mit Schokolade überzogenen Lebkuchen inspiriert, entwickelte Herbert Wendler eine Praline aus drei Schichten: einen braunen Lebkuchenteig mit je einer Lage Sauerkirschsäfte und Marzipan. Die fertigen Platten schnitt er in mundgerechte gleichgroße Würfel, überzog diese mit feiner Bitterschokolade und nannte sie »Dominosteine«. Wohl deshalb, weil sie Anfangs noch quaderförmig wie die Steine des beliebten Spiels waren.

Wenngleich der Dominostein gewissermaßen aus der (Rohstoff)not geboren wurde, liefen die kleinen kompakten Teilchen, von Anfang an wie »geschnittenes Brot« und brachten in der Weihnachtszeit auch in die Wohnstuben der ärmeren Leute einen Hauch von Luxus. Im Zweiten Weltkrieg wurde der stabile Dominostein auch Not- oder Kriegspraline genannt – weil man ihn zur Not gut im Gepäck mitnehmen konnte. Angeblich soll er sogar an die Soldaten an der Front geliefert worden sein.

85 Jahre sind seit Wendlers Erfindung vergangen. Heutzutage gibt es hierzulande kaum einen Weihnachtsteller ohne Dominosteine, und auch in anderen Ländern hat der süße Würfel längst eine große Fangemeinde. Sehnsüchtig wartet sie alle Jahre wieder darauf, dass er endlich in den Geschäften liegt, um sich dann oftmals schon Ende August von den ersten Genussvoll auf der Zunge zergehen zu lassen. Was für ein Mundgefühl: Ein zarter Knack, wenn die



Feinste Dominosteine am laufenden Band – ein kleines Stück Luxus, das sich heute jeder leisten kann.

FOTO: HEIDI DIEHL

Zähne die feine Bitterschokolade durchbrechen, bevor sich die leicht säuerliche Note vom Kirschegelee mit dem süßen Marzipan und dem aromatischen Lebkuchen vereinen. Die kleinen Dinger können schon süchtig machen! Da darf es ruhig ein biss(chen) mehr sein!

Der Dominostein reiht sich ein in die Erfindungen, die, aus der Not heraus geboren, zu einem echten Erfolgsprodukt wurden. Das hat Herbert Wendler aber leider nicht mehr selbst erleben dürfen. Nach dem hoffnungsvollen Start wurde seine Firma am Ende des Zweiten Weltkriegs zerstört. Erst 1952 konnte er in einem ehemaligen Dresdner Tanzsaal mit der Neuproduktion beginnen. Doch schon 20 Jahre später kommt der nächste Tiefschlag für den Chocolatier: Sein Betrieb wird wie Tausende andere in der DDR verstaatlicht. Nach der Wende wagt der inzwischen 80-Jährige 1990 noch einmal einen Neustart. Leider ohne den erhofften Erfolg – sechs Jahre später muss er Insolvenz anmelden. Nur zwei Jahre danach stirbt Herbert Wendler. Sein Lebenswerk aber, das Rezept vom Originaldominostein, gab er zuvor noch in gute Hände. In die von Dr. Hartmut Quendt, den er seit Jahrzehnten schon kannte. Quendt arbeitete einst als

Lebensmitteltechnologe in der Dresdner Spezialitätenbäckerei Berger & Böhme, die wie Wendlers Manufaktur 1972 verstaatlicht und in den VEB Elite Dauerbackwaren

eingegliedert worden war, deren Direktor Herbert Wendler wurde. Quendt, der 1991 in Dresden seine eigene Firma Dr. Quendt Backwaren GmbH gründete, hatte nicht nur

Dominosteine backen

Rezept für ca. 120 Dominosteine (nicht das Original von Herbert Wendler, das ist geheim)

Zutaten Pfefferkuchenteig:
300 g Weizenmehl; 100 g Roggenmehl;
200 g Honig; 200 g brauner Zuckerrübensirup;
10 g Lebkuchengewürz; 40 g Wasser;
9 g Pottasche; 3 g Ammonium

Zubereitung:
Honig, Sirup und Wasser in Topf aufkochen. Danach abkühlen lassen und wenn lauwarm, Mehl unterrühren, kneten und abgedeckt an einem kühlen Ort drei bis vier Monate ruhen lassen.

Vor dem Backen Triebmittel (Ammonium, Pottasche) etwas einweichen und auflösen und zusammen mit dem Gewürz in den Teig einarbeiten. Zu einer Platte (Blechgröße 30 mal 40 cm) etwa fünf Millimeter dick ausrollen und stippen, dann etwa zwölf Minuten bei 150 Grad backen und auskühlen lassen.

Füllung:
1 Glas Sauerkirschegelee, 15 g Pektin, 400 g Marzipan 160 g Puderzucker, 500 Gramm Edelbitterschokolade für den Überzug

Zubereitung:
Für die Füllung das Gelee mit Pektin unter gelegentlichem Rühren schwach aufkochen, vom Herd nehmen. Das Kirschegelee auf dem erkalteten Pfefferkuchen gleichmäßig verteilen, abkühlen und fest werden lassen.

Den Puderzucker sieben und gründlich in die Marzipanrohmasse einkneten, anschließend zwischen zwei Klarsichtfolien in gleichmäßiger Stärke auf die Größe der Lebkuchenplatte ausrollen und auf die erkaltete Sauerkirschegeleeschicht legen.

Das Schichtgebäck in etwa 3 mal 3 Zentimeter große Dominosteine schneiden und mit der zuvor temperierten Kuvertüre gleichmäßig überziehen.

hdi

eine Schwäche für die Dominosteine von Herbert Wendler, er besaß auch eine selbst gebaute Maschine, die er in den 1980er Jahren für die Fertigung von »Russisch Brot« entwickelt hatte, die sich aber ebenso gut für die Herstellung von Dominosteinen in großer Stückzahl einsetzen ließ. 1999 liefen die ersten Wendlerschen Schichtpralinen vom Band und wurden zu einem Renner: Endlich auch im Osten Deutschlands, wo sie einst erfunden wurden, aber zu DDR-Zeiten stets »Bückware« blieben. Denn die meisten Dominosteine wurden in die Bundesrepublik exportiert und fanden im besten Fall über die Westpakete der Verwandten zu Weihnachten den Weg zurück.

Da der Dominostein, anders als der Dresdner Stollen, niemals patentrechtlich geschützt wurde, gibt es heute Rezepturen wie Sand am Meer. Die meisten leider nicht in der Qualität, wie die Firma Dr. Quendt sie nach wie vor nach Herbert Wendlers Originalrezeptur produziert. Nachdem im vergangenen Jahr bei einem Verbrauchertest im Fernsehen das Original aus Dresden von den Verkostern mit Abstand auf Platz eins aus der Vielfalt von getesteten Dominosteinen gewählt wurde, stieg deren Absatz noch einmal stark an.

Manuela Stengl, Marketingverantwortliche der Firma Dr. Quendt erläutert den Unterschied: »Während das Originalrezept Gelee aus Sauerkirschsäfte vorschreibt, verwenden Konkurrenten häufig billigeres Apfelfeige. Und statt echtem Marzipan nehmen sie Persipan, das zwar ähnlich schmeckt aber nicht aus Mandeln, sondern aus preiswerteren Aprikosenkernen hergestellt wird. Die Basisschicht in Wendlers Rezept ist ein monatelang abgelagerter Lebkuchenteig, und die umhüllende Zartbitterschokolade muss mindestens 60 Prozent Kakaanteil haben, was nicht nur für den guten Geschmack, sondern auch für den richtigen Knack sorgt. Kenner unterscheiden längst zwischen »feinen« und »feinsten« Dominosteinen. Letztere sind auch schon äußerlich an der blauen Faltschachtel mit der Dresdner Frauenkirche erkennbar, in der das Original nach dem selbstverständlich streng geheimen Rezept von Herbert Wendler verkauft wird.«

Rund 63,4 Tonnen der wohl schönsten Notpraline der Welt wurden im vergangenen Jahr produziert, das sind etwa 22 000 Schachteln zu je 15 Stück. Vertriebt wurden sie von Kennern in ganz Deutschland, in einigen EU-Ländern wie Frankreich und Österreich, aber auch in den USA oder Kanada. Und sollten Sie in Ihrem Supermarkt die blaue Schachtel mit der Frauenkirche nicht finden: Man kann sie auch online bestellen unter www.dr-quendt.de

Eine Schatzkiste voller Erinnerungen, die auf der Zunge liegen

Anlässlich des 75. Gründungsjubiläums des Verlags für die Frau entstand ein besonderes Buch mit vielen Rezepten unseres Lebens

HEIDI DIEHL

Es gibt Wintertage, da muss es zu Mittag unbedingt Kohlrübensuppe sein. Dann sehe ich mich wieder als Kind am großen Esstisch sitzen, Mutti stellt die dampfende Terrine auf den Tisch, meine Schwester hebt die Zähne, und mir läuft das Wasser im Munde zusammen. Mehr als ein halbes Leben liegen diese Erinnerungen an die Kinderzeit nun zurück. Bis heute gehört Kohlrübensuppe von Mutti gekocht zu meinen absoluten genusslichen Favoriten, wenn es draußen grau und ungemütlich ist. Und natürlich hat das Rezept längst auch in meinem privaten Kochbuch einen festen Platz. Es gehört, wie so manch anderes zu den liebsten Rezepten meines Lebens, ist untrennbar mit Kindheitserinnerungen und Familientraditionen verbunden und wurde selbstverständlich auch an die nächste Generation weitergegeben.

In wohl jeder Familie gibt es solche Lieblingsrezepte. Sie zu sammeln und in einem ganz besonderen Kochbuch herauszugeben, war deshalb wohl das schönste Geschenk, das sich der Leipziger (Buch)Verlag für die Frau selbst zum 75. Gründungsjubiläum und vor allen seinen treuen Leserinnen und Lesern machen konnte.

Rund 250 Lieblingsrezepte erreichten den Verlag nach einem Aufruf in einer beliebigen Zeitschrift. Und nicht nur das: Die Einsender erzählten ihre ganz persönlichen Geschichten, die sie mit den Gerichten verbinden. Erinnerungen, die oftmals Generationen überschreiten – bewegende Geschichten, die auch für Außenstehende mehr als das Salz in der Suppe sind. Am Ende hatte der Verlag die Qual der Wahl, rund 100 davon für das Buch »Die Rezepte unseres Lebens – das Familienkochbuch« auszuwählen. Sie reichen von Vorspeisen über Hauptgerichte bis zu Desserts, »Urlaubsmitbringseln« und Getränken.



Auch etliche Prominente, die vielen von uns, die wir in der DDR aufgewachsen sind, fast schon so etwas wie Familienmitglieder geworden sind, haben ihre Lieblingsgerichte beigesteuert und lassen uns so einen Blick in ihr Privatleben werfen.

Dieses Buch ist so etwas wie eine kulinarische Kammer voller Schätze, die es gilt zu bewahren und die obendrein viele Kindheitserinnerungen wach werden lässt. Der »Kleckselkuchen«, den Thomas Tunsch aus Berlin beisteuerte, stand auch bei uns zu Hause oft auf der Kaffeetafel, die »Quarkkeulen«, deren Rezept die Verlagsautorin Heike Henkel beisteuerte, gehören auch zu meinen Lieblingsgerichten, und beim Lesen des Speckkuchenrezepts von Egon Leser aus Weißenfels fiel mir sofort der Bäcker in meiner Heimatstadt ein, der diese köstliche Kalorienbombe einmal wöchentlich anbot. Mit etwas Wehmütigkeit denke ich oft daran zurück, wenn ich heute an dem Laden vorbeilaufe, in

dem leider längst kein Bäcker mehr seine Waren anbietet.

Vielleicht erreicht das Buch ja irgendwann auch einmal den Kultstatus wie die zwei wohl bekanntesten Publikationen aus dem Verlag für die Frau: »Wir kochen gut« und »Das Backbuch«. Vor Jahrzehnten erschienen, begleiten sie wohl fast jeden, der in der DDR geboren wurde, durchs Leben. Selbstverständlich stehen sie auch in meinem Küchenregal, und man sieht ihnen an, dass sie oft benutzt wurden. Gleich daneben ein Buch mit vielen zum Teil uralten Familienrezepten. Darunter auch ein Stollenrezept meiner sächsischen Vorfahren, das es zusammen mit der Familiengeschichte drum herum ebenfalls in die Schatzkiste mit den Rezepten des Lebens gefunden hat.

Ute Scheffler (Hg.): Die Rezepte unseres Lebens – das Familienkochbuch. Buchverlag für die Frau, 160 S., geb., 19,95 €.

ANZEIGE

SOZIALKONTAKTE

Nachbar trifft Nachbar beim Spazierengehen

Seniorinnen suchen einen Spazierpaten im Kiez. Wer mitgehen möchte, melde sich.

soziale Gesundheit e.V.

Elli-Voigt-Str. 10, 10367 Berlin-Lichtenberg
Tel: 0173 / 566 57 01
E-Mail: kontakt@sozialesgesundheit.de



REISE

Winterurlaub am Meer auf der schönen Insel Usedom



Komfort & Service zum Verwöhnen

(u.a. Badelandschaft, Restaurants mit Meerblick & Terrassen, SPA, »Seerose«, Cocktailbar, Bowlingbahn)

Ganzjährig attraktive Arrangements

Strandhotel Seerose Kölpinsee
17459 Seebad Kölpinsee/Loddin • Strandstraße 1
Tel.: (03 83 75) 540 • Fax: 541 99
info@strandhotel-seerose.de • www.strandhotel-seerose.de



Sächsische Schweiz

Schöne FeWo ab 42 € (bis 4 Pers.)
☎ 03 50 28/858 80 www.saechsischeschweiz-touristik.de/guenther

Danke für alles!

SOS KINDERDÖRFER WELTWEIT
sos-kinderdoerfer.de

U MW ELT



Europas Zukunft braucht Natur

Gemeinsam mit unseren Verbündeten leisten wir Widerstand gegen den Ausverkauf der letzten Naturschätze Europas. Spenden Sie für eine lebenswerte Zukunft! Mehr Informationen auf www.euronatur.org/fluss

euRONATUR

Westendstraße 3 • 78315 Radolfzell
Tel.: +49 (0)7732/9272-0 • info@euronatur.org



Links: Langsam zieht sich das Netz um den Fang zu. Mitte: Lohn der Schinderei – Hechtklößchensuppe Rechts: Wolfgang Schröder holt die Beute ins Boot.

Vom Fischer und seiner Crew

Ein besonderes Abenteuer: Fischzug mit Wolfgang Schröder auf dem Gülper See im Westhavelland

HEIDI DIEHL

Heute Mittag gibt es Fisch. Den haben wir uns im Schweiß unserer Angesichts aber auch wirklich redlich verdient! Denn die Schuppentiere kommen nicht fein filiert und tiefgefroren aus dem nächsten Supermarkt, sondern frisch und lebendig aus dem Gülper See im Westhavelland. Wir haben sie selbst gefangen!

Noch vor wenigen Wochen konnte sich von uns sechs niemand vorstellen, für eine Mahlzeit in Wathosen zu steigen und stundenlang in einem See stehend erst schwere Netze auszulegen und sie dann – in der Hoffnung auf einen guten Fang – wieder einzuziehen. Und das alles ohne irgendwelche Technik. Eine Schinderei, die jeder, der es einmal erlebt hat, so schnell nicht wieder vergisst!

Am Vormittag fahren wir mit Wolfgang Schröder hinaus auf den Gülper See, den er und zwei andere Fischer bewirtschaften. Die drei sind auch die einzigen, die überhaupt eine Genehmigung haben, sich auf das Wasser des gut sechs Hektar großen Sees zu begehen. Denn dieser steht schon seit 1967 unter Naturschutz, am 5. August 2009 wurde er dann der Nabu-Stiftung Nationales Naturerbe übertragen. Mitten im Naturpark Westhavelland gelegen, ist er alljährlich im Frühjahr und Herbst ein bevorzugter Rastplatz für Zigtausende Bläss-, Saatgänse und Kraniche. Was für ein Spektakel, wenn sie in der Abenddämmerung von allen Seiten her einfliegen.

An diesem spätsommerlichen Vormittag allerdings ruht der See still. Nur der Motor des

Kahns tuckert leise vor sich hin, mit dem der Fischer seine Crew und das 500 Meter lange schwere Zugnetz hinaus auf den See transportiert. Jeder hängt seinen Gedanken nach – und die Vorstellung, dass wir gleich irgendwo da draußen aus dem Boot steigen sollen, ist ein bisschen unheimlich.

Eine Schinderei, die man so schnell nicht wieder vergisst.

Anja trifft es als erste. Der Fischer wirft den Anfang des Netzes über Bord und schickt sie mit der Anweisung, das Ende gut festzuhalten, hinterher. Sehr vorsichtig steigt sie ins hüfttiefe Wasser und quiekt auf, als sich die Wathose, bedingt durch den Wasserdruck, an ihren Körper saugt. »Ich will hier nicht allein mitten im See stehen«, ruft sie, als sich das Boot langsam von ihr fortbewegt. Noch grinsen wir ihr nach, doch gleich sind auch wir dran. – Die nächsten drei müssen über Bord, schmatzend saugen sich die Füße im schlammigen Untergrund fest. Ein bisschen unheimlich ist das schon, obwohl wir wissen, dass der See im Durchschnitt ja nur 1,20 Meter tief ist. Warum nur schleicht sich gerade jetzt dieser blöde Spruch von der durchschnittlichen Wassertiefe und der dennoch ersoffenen Kuh in die Gedanken? Was, wenn sich die Füße gleich in einem Meer von glitschigen Schlingpflanz-

zen verheddern? Oder wenn man plötzlich in ein tiefes Loch tritt? Da nutzt die bis unter die Axel reichende Wathose auch nicht viel. Der Fischer macht ein paar Witze auf unsere Kosten und weist dann jedem seine Aufgabe zu. Während zwei langsam vom Boot aus das Netz zu Wasser lassen, schieben die anderen im gleichen Tempo den Kahn in einem großen Halbkreis über den See. »Die Oberleine muss immer straff sein«, ermahnt der Fischer. Am Ende der 500 Meter Zugnetzes stehen wir ein paar Dutzend Meter entfernt von Anja auf gleicher Höhe mit ihr. Schröder schickt zwei hinüber, sodass an jedem Ende des Zugnetzes drei Leute stehen. Dann setzt er sich ins Wasser, greift sich das Unterseil und los geht's mit dem Einholen des Netzes. Langsam und gleichmäßig muss das erfolgen. »Achtet auf die weiße Boje«, ruft der Fischer, »die muss immer in der Mitte sein. Anfangs ist sie kaum zu erkennen, denn das Netz verteilt sich über etwa ein halbes Hektar des Sees. Bald schon haben wir den Dreh raus: Ruhig und gleichmäßig ziehen zwölf Hände an der Oberleine, während der Fischer im gleichen Rhythmus die Unterleine einholt, sodass sich das Netz um die Fische zuzieht. Immer wieder müssen winzige Fische, die sich in den Maschen verfangen haben, herausgeklaubt werden. Eine ziemlich glitschige Sache, so richtig mag sich niemand von uns der zappeligen Angelegenheit annehmen. Noch weniger der Wollhandkrabben mit ihren scharfen Scheren, eine aus Amerika eingeschleppte Flusskrebsart, die sich hierzulande explosionsartig ausgebreitet hat. Sie werden extra in einem Eimer gesammelt. Chinesische Restau-

rants sind ganz verrückt danach, erfahren wir. Nach einiger Zeit kommt Bewegung ins Wasser, je enger das Netz sich um die Beute zieht, desto heftiger zappelt sie. Bald schon brodelnd das Wasser – der Fang hat sich gelohnt. Zahlreiche Brassen, etliche große Karpfen, ein paar Hechte sowie Zander. Auch ein kleiner Wels ist dem Fischer ins Netz gegangen. »Leg noch an beiden Seiten ein paar Kilo zu, dann kannst du dich noch mal bei mir vorstellen«, spricht er zu dem zappelnden Tier und entlässt es wieder in die Freiheit. So viel Glück haben die meisten anderen Fische nicht. Wolfgang Schröder hievt sie mit einem großen Kescher aus dem Netz und füllt sie um in ein kleines wassergefülltes Becken, das im Boden des Kahns eingelassen ist. Einen Teil wird er später gleich verarbeiten, ein anderer zieht bis zum Verkauf in größere Hälterbecken um.

Infos

- Fischerei Schröder, Gahlberg 2, 14715 Havelaue OT Strodehne Tel.: (033875) 30737 E-Mail: fischerei.schroeder@yahoo.de
- Auch 2022 bietet Wolfgang Schröder das Erlebnisfischen wieder für jedermann an. Es dauert rund sechs Stunden, vier davon ist man auf dem Wasser. Zehn feste Termine gibt es zwischen April und September, die auf der Website zu finden sind. Wathosen und wasserdichte Jacken werden gestellt. Preis: 75 Euro, Kinder bis 14 Jahre: 30 Euro

Nachdem das Netz leer ist, bleibt nur noch, es aus dem Wasser zu holen und ordentlich im Kahn zu verstauen. Noch einmal eine schweißtreibende Knochenarbeit, bevor es zurück auf den Fischerhof geht. Erschöpft aber zufrieden sitzen wir im Kahn und hören Wolfgang Schröder zu, der uns seine Familiengeschichte erzählt, die Geschichte von vier Generationen Fischer auf dem Gülper See und der Hoffnung, dass sie weiterlebt.

Schröders Urgroßvater Julius kaufte den See drei Jahre nach Gründung des Betriebes im Jahr 1907. Als nur sechs Jahre später eine Wasserstraße von der Havel über den Gülper See bis nach Berlin gebaut werden sollte, enteignete ihn der preußische Staat, ließ ihm aber die Fischereirechte, die auch die nächsten beiden Generationen behielten. Auch für den heute 55-Jährigen kam nie ein anderer Beruf infrage. Bis 1991 arbeitete er als Angestellter in der Produktionsgenossenschaft werktätiger Fischer, dann konnte er sich endlich selbstständig machen und das Familienerbe auf dem Gülper See fortführen. Daneben bewirtschaftet er noch Fanggebiete an der Elbe, der Havel und dem nahen Görner See. Seine Kinder, so erzählt er etwas traurig, haben leider kein Interesse an der Fischerei. Nun hofft er auf die Enkel, »vielleicht gibt es ja doch noch eine fünfte Fischergeneration.«

Geschafft, aber dennoch zufrieden strecken wir schon bald die Füße unter den gedeckten Tisch auf dem Strodehner Fischerhof. Doch als eine dampfende Terrine mit Hechtklößchensuppe und Teller voller gebratener Fische vor uns stehen, erwachen die Lebensgeister wie von Zauberhand.

Spielspaß und Nervenkitzel

Bangonton – ein neues, von einem Cottbuser erfundenes Spiel für alle Generationen

HEIDI DIEHL

Sie erinnern sich sicher noch an das gute, alte Federballspiel – das, dem Zeitgeist entsprechend heute Badminton genannt wird. Die ganze Familie spielte es gern. Auf Wiesen, in großen Gärten, am Strand. Auch Claudius Wecke liebte es. Nur leider ist sein Garten zu klein, und immer erst irgendwo hinfahren, um den nötigen Platz zu finden, das war wohl nicht unbedingt sein Ding. Also ließ sich der heutige Parkleiter der Staatlichen Schlösser, Burgen und Gärten Sachsen GmbH etwas einfallen, entwickelte ein eigenes Spiel und nannte es Bangonton. Das spricht sich »Bängonten« aus und kommt vom Englischen »bang on«, was so viel wie »knall auf« bedeutet. Wie der Erfinder sagt, verbindet es das klassische Federballspiel mit dem Nervenkitzel des Duellierens. Es geht darum, mit dem Federball den Körper des Gegners zu treffen und dabei Punkte zu sammeln. Wer am Ende die meisten hat, gewinnt.

Das hört sich simpel an, ist es am Ende auch. Doch mit den üblichen Federballschlägern funktioniert das nicht so richtig, stellten Claudius Wecke und sein Schwiegervater, der oft als sein »Duellpartner« zur Verfügung stand, bald schon fest. Der promovierte

Landschaftsgärtner tüftelte, probierte und forschte sogar mit Wissenschaftlern der Cottbuser Uni an aerodynamisch optimierten Federbällen und Schlägern. Auch das Mittelstand 4.0-Kompetenzzentrum Cottbus war mit von der Partie bei der Entwicklung des Bangonton-Balls mit idealen aerodynamischen Eigenschaften. Am Ende, nach ungezählten Test- und Forschungsstunden waren der federleichte Ball, die passenden Schläger und die optimale Spielfeldgröße für Bangonton gefunden.

Und so geht es: Zunächst sucht man sich einen passenden Platz. Dafür reicht, anders als beim Federball, eine Fläche von elf mal 3,80 Meter aus. Die wird mit den zwei mitgelieferten unikaten Gurtbändern, die im Boden verankert werden, markiert. Dann kann es schon losgehen. Beide Spieler bewegen sich ausschließlich in ihren abgegrenzten Feldern. Ziel ist es, den Federball so zu spielen, dass der Körper des Gegners getroffen wird. Jede direkte Berührung, egal an welcher Körperstelle, ist ein Treffer und wird »Bangon« genannt. Trifft man die Markierungslinien des gegnerischen Spielfeldes, gibt es einen Punkt. Verfehlt man den Gegner oder das gegnerische Spielfeld und der Ball geht ins Aus, erhält der Gegner einen Punkt. Gespielt wird bis auf 21 Punkte



Bangonton ist kinderleicht zu spielen.

bei zwei Punkten Vorsprung. Allerdings kann man nur gewinnen, wenn man mindestens einen »Bangon« erzielt hat.

Längst hat Bangonton den Weg aus Weckes Garten heraus- und zahlreiche Anhänger gefunden. Insbesondere in Cottbus, wo der junge Mann lebt, gibt es inzwischen etliche begeisterte Bangontonspieler, und es ist auf einem guten Weg, bald auch wettbewerbsmäßig gespielt zu werden. »Bangonton hat das Zeug zu einer Erfolgsgeschichte – national, vielleicht sogar international über den Freizeitsport hinaus im Turnier- und Vereinssport«, sagt Tobias Schick vom Stadt-sportbund Cottbus dem Spiel eine große Zukunft voraus.

Seit wenigen Wochen ist das Spielset, das Claudius Wecke inzwischen beim Deutschen Patent- und Markenamt schützen ließ, auf dem Markt. Ein ideales Weihnachtsgeschenk für alle, die sich gern draußen bewegen und ein bisschen Nervenkitzel mögen. Ein Spiel für die ganze Familie, denn es macht nicht nur Spaß, sondern es ist für kleinere Kinder ebenso geeignet wie für Großeltern.

Zu beziehen über: www.bangonton.de/shop. Auf dieser Website gibt es auch einen Film über das Spiel

Ihr habt Zukunft – wir die Kalender für 2022

Im nd-Shop bestellen: 030 2978-1654 -1777 www.dasND.de/Kalender2022



Walter Womacka Kalender

Gemälde aus der Dauerausstellung „Walter Womacka: Uns bleiben seine Bilder...“ des Freundeskreises Walter Womacka e.V. Womacka war einer der bedeutendsten Maler, Grafiker und Gestalter in der DDR.

30 cm x 21 cm **9,00 €**



Monats-Beschimpfungen

Ein Jahr ist mehr oder weniger eine 365-tägige Zumutung. Beleidigendes Wetter, heimtückische Zeitumstellungen und mehr... Höchste Zeit, diesen unwürdigen Attacken etwas entgegenzusetzen und mal ordentlich zu schimpfen!

30 cm x 42,5 cm x 8 cm **22,00 €**



Eulenspiegels Postkarten-Kalender

28 Mal eine Extra-Portion Humor, mit der Sie fröhlich durch das Jahr kommen. Scharfsinnige Pointen und skurrile Einfälle sorgen für Unterhaltung in sämtlichen Jahres- und Lebenslagen.

24,1 cm x 10,1 cm x 1 cm **9,99 €**



Eulenspiegels Böser Kalender

Ob Frühlingsgefühle oder Winterdepression: Fällt nur ein Blick auf diesen Kalender, der sich sowohl Wandkalender an der Küchentür oder im Büro eignet, steigt schon der Launespiegel.

23,8 cm x 10,4 cm x 1,4 cm **9,99 €**



Berlin Kalender

Berlins Historische Mitte - Die Jahre 1975 bis 2015. Mit diesem Kalender begleiten Sie Manfred Pietsch auf einem Spaziergang typischer Orte in Berlin. Pietsch (1936-2015) zählt zu den wichtigen Malern und Grafikern unserer Zeit.

42 cm x 59,4 cm **29,00 €**



Wir Frauen

Unentbehrlich für den feministischen Alltag! Wie immer mit meinungsstarken Monatstexten zu aktuellen Themen aus Frauensicht. Porträtiert werden Frauen - und Rebellen - aus Kunst und Kultur, Wissenschaft und Politik, die runde Geburtstage feiern.

Broschürt, 240 Seiten **12,90 €**



Oderbruch Kalender

Ein Kalender für Frende der Landschaftsmalerei. Aquarelle von Gisela Neumann, Pastelle von Barbara Nagel und Worte japanischer Haiku-Dichter geleiten durch das Jahr.

20,5 cm x 20,5 cm 15 Seiten **12,80 €**



Immerwährender Kalender aus Holz

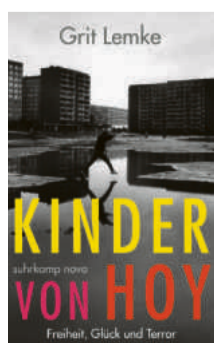
Für jede Jahreszeit ein anderes handgemachtes, farbenfrohes, handgemaltes Bild, und er ist darüber hinaus in mehreren Sprachen erhältlich. Ein Produkt der Fürstenwalder Christophorus-Werkstätten.

20,5 cm x 20,5 cm **44,00 €**

ndSHOP

Unsere Bestseller

Jetzt bestellen: (030) 2978-1654, -1777, www.nd-shop.de



250 Seiten
Broschur
16,00 €

Grit Lemke
Kinder von Hoy
Suhrkamp Verlag



192 Seiten
gebunden
22,00 €

Irmtraud Gutschke
Therapie
Aufbau Verlag



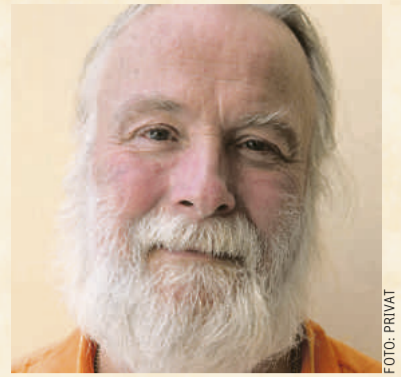
352 Seiten
gebunden
24,00 €

Knut Elstermann
Im Gespräch
Be.bra Verlag



256 Seiten
gebunden
20,00 €

Gregor Gysi und Martin Sonneborn
Gysi vs. Sonneborn
Aufbau Verlag



Hendrik Wiethase, 1952 geboren, war Schnittmeister, Kameramann, Regisseur, Dialogautor und Fotograf, sogar Filmproduzent, bis er sich dem Büchermachen zuwandte. 2002 gründete er seinen eigenen Verlag und ist dort als Autor und Herausgeber von Fach- und Hörbüchern tätig. Seit 2005 reist er nach Indien und ist jedes Mal aufs Neue begeistert von den Menschen und der Küche des Subkontinents. Auf Reisen durch Kerala und Andhra Pradesh im Süden, Rajasthan im Nordwesten sowie den Punjab und den Himachal Pradesh im Norden Indiens sammelte er eine Fülle von Rezepten und authentischem Bildmaterial.

Das Land, wo der Pfeffer wächst

Indien – Land der Farben, Düfte und der exotischen Gewürze! Den meisten unter uns ist die »Indische Küche« ein Buch mit sieben Siegeln

Kennen Sie den Spruch: »Geh doch hin, wo der Pfeffer wächst!«? Das soll heißen, dass man weit, sehr weit weg gehen soll, weil »das Land, wo der Pfeffer wächst« Indien ist, oder genauer gesagt, die Malabar-Küste Keralas, an der Vasco da Gama, der portugiesische Seefahrer, am 20. Mai 1498 erstmals landete. Dort wächst nicht nur der schwarze Pfeffer, sondern auch der lange Pfeffer, der im Sanskrit, einer der alten Sprachen Nordindiens, Pippali heißt und dem Pfeffer in englischer Sprache, pepper, den Namen gab. Der Pfeffer ist also eines der ältesten bei uns bekannten indischen Gewürze. Aber nicht die Portugiesen brachten den Pfeffer zu uns, sondern bereits bei den Ägyptern und den Römern der Antike waren Gewürze aus Indien sehr begehrt.

Bei uns, also nördlich der Alpen, ist die Verwendung des Pfeffers seit Anfang des 13. Jahrhunderts nachgewiesen. Aber mit dem Pfeffer kamen auch andere Gewürze aus Indien schon vor mehr als 2000 Jahren in den Mittelmeerraum und schließlich zu uns: Zimt, Nelken, Kardamom, Kreuzkümmel und Senf, um nur die wichtigsten zu nennen. So haben wesentliche Gewürze bereits vor Hunderten Jahren Einzug in unsere Küchen gehalten, ohne diese »indisch« zuzubereiten.

KOKOS-CHUTNEY

- ZUTATEN**
 15–20 Curryblätter (oder Alternative)
 2 TL Kokos- oder Sonnenblumenöl
 ½ Tasse Kokosraspel
 ¼ Tasse geröstete Linsen
 ½ EL gehackter Ingwer
 1 grüne gehackte Chili
 Salz nach Bedarf

ZUBEREITUNG
 Die Curryblätter waschen, abspülen und auf einem Küchentuch trocknen. Das Öl in einer kleinen Pfanne erhitzen. Curryblätter dazugeben und knusprig braten. Die restlichen Zutaten zusammen mit den noch warmen Curryblättern und dem Öl mit etwas Wasser in eine Chutney-Mühle oder einen kleinen Mixer geben, (etwa ½ bis ¾ Tasse, abhängig von der gewünschten Chutney-Konsistenz) und zu einem glatten Chutney mixen. Abschmecken und bei Bedarf Salz dazugeben. Dieses Kokos-Chutney zu Idlis, Dosa, Medu Vada oder Uttapam reichen.

Das Klima Indiens

Indien hat verschiedene Klimazonen. Der größte Teil Indiens ist tropisch und hat damit drei Jahreszeiten, die prinzipiell alle vegetativ sind. Das bedeutet, dass das ganze Jahr über gesät und geerntet werden kann und der Winter, so wie wir ihn als Wachstumspause kennen, nicht stattfindet. Der Winter ist hier zwar kühler als der Sommer, aber es gibt, bis auf höhere Gebirgslagen, keinen Frost. In den Rand- und Bergregionen des Himalayas im Norden Indiens ist es anders. Hier gibt es, wie bei uns, einen Winter mit Schnee und Kälte. Das hat zur Folge, dass im tropischen Indien der Monsun mit viel Regen und Gewittern, die größte jahreszeitliche Zensur darstellt, in der die landwirtschaftliche Produktion in den betroffenen Teilen nahezu brach liegt. Der Monsun wandert jedes Jahr ab Ende Mai vom Süden nach Norden und dann wieder vom Norden nach Süden, wo er meistens Ende Oktober endet und dann viel Regen, Sturm und Gewitter mitbringt. Damit erlöst

der Monsun meistens das Land von sehr großer Hitze von bis zu 40 und mehr Grad.

Aufgrund dieses Klimas hat sich der Reis, eine in bewässerten Feldern wachsende Kulturpflanze, in Indien und dem Rest der tropischen Welt zum Hauptnahrungsmittel entwickelt. Hier finden auch bis zu drei Ernten im Jahr statt und energie-reiche Pflanzen wie die Bananenstaude und die Kokospalme tragen das ganze Jahr über viele Früchte.

RASAM GEMÜSESUPPE

- ZUTATEN**
 1 EL Tamarindenpulver
 3 TL Kreuzkümmel
 2 TL ganzer schwarzer Pfeffer
 6–7 Knoblauchzehen, grob gehackt
 2 EL Öl
 1 TL Senfkörner
 10–12 Curryblätter
 2–3 trockene rote Chilis, gebrochen und entkernt
 2 Prisen Asafoetida
 1 mittelgroße Tomate
 ½ TL Kurkuma-Pulver
 2 TL Korianderblätter, gehackt (oder Alternative)
 Salz nach Bedarf

ZUBEREITUNG
 Die Tamarindenpulver 20 bis 30 Minuten in ½ Tasse warmem Wasser einweichen. Das Fruchtfleisch aus der eingeweichten Tamarinde drücken, abgießen und beiseite stellen. In einem trockenen Mixer oder in einer Kaffeemühle den Kreuzkümmel, den ganzen schwarzen Pfeffer und den Knoblauch zu einer halbfeinen Konsistenz zerkleinern. Öl in einer Pfanne erhitzen und zuerst die Senfkörner knistern lassen. Curryblätter, rote Chilis und Asafoetida dazugeben und einige Sekunden braten, bis die roten Chilis ihre Farbe verlieren. Bei schwacher Flamme köcheln, damit die Gewürze nicht verbrennen. Dann die gehackte Tomate dazugeben und anbraten, bis sie weich ist. Unter das frisch zerkleinerte Pulver Kurkuma-Pulver mischen, in die Suppe rühren und dann die Tamarindenmasse dazugeben. Wasser nach Bedarf dazugeben, gut umrühren und mit Salz abschmecken. Den Rasam einmal unbedeckt aufkochen lassen, dann die Pfanne vom Herd nehmen und die gehackten Korianderblätter dazugeben. Rasam pur als Suppe oder zu gedünstetem Reis servieren.

Reis und Reis und Reis

Das Hauptnahrungsmittel in Indien ist Reis. Nur in den hohen Bergregionen des Himalayas von Ladakh und Teilen Nepals ist es die energiereiche und winterharte Gerste. Ich habe Inder (für mein Ermessen) Unmengen von Reis essen gesehen. Die

anderen Zutaten waren im Vergleich dazu eher klein. Wenn man in einem Restaurant oder in einer Familie isst, gibt es immer viel Reis dazu und ärmere Inder ernähren sich hauptsächlich hauptsächlich von Reis. Wenn man in einem Restaurant noch Reis oder normales, offenes Wasser will, ist das immer im Preis inbegriffen. Das Trinkwasser in Flaschen muss man immer bezahlen. Der häufigste Speisereis ist der geschliffene, weiße Reis. Für Süßspeisen wird Rundkornreis verwendet. Der gesündeste und nahrhafteste Reis ist brauner, ungeschälter Navarra-Reis. Sehr verbreitet ist auch der Basmati-Reis und eines der Nationalgerichte Indiens, Biryani, wird mit kleinerem Biryani-Reis zubereitet. Dann gibt es noch einen dünnen, langen Reis, den Siam-Patna-Reis und den Basmati-Himalaya-Reis aus dem hoch gelegenen Uttarakhand. In Indien wird der Reis vor dem Zubereiten immer gewaschen und auf Fremdkörper untersucht. Das liegt daran, dass der Reis größtenteils von kleinen bis mittelgroßen Betrieben stammt, wo er am Boden ausgebreitetgetrocknet wird, bevor er zu den Großhändlern kommt. Beim geschliffenen Reis kann man im Prinzip darauf verzichten.

UGGANI PUFFREIS

- ZUTATEN**
 4 Tassen Puffreis, gepufft
 1 EL Öl
 1 TL Senfkörner
 2–5 Curryblätter (oder Alternative)
 1 große Zwiebel
 2–3 grüne fein gehackte Chilischoten
 5–6 gehackte Cashewnüsse
 ¼ T Kokosflocken
 2 EL gelbe Linsen, geröstet und gemahlen
 ¼ TL Kurkuma-Pulver
 1 EL gehackte Korianderblätter (oder Alternative)
 Salz nach Bedarf

ZUBEREITUNG
 Den Puffreis 2 Minuten lang in etwas Wasser einweichen. Das Wasser herausdrücken und beiseite stellen. In einer Pfanne bei mittlerer Hitze 1 EL Öl erhitzen und die Senfkörner darin splintern lassen. Wenn sie zu splintern beginnen, die Curryblätter und gehackte Zwiebel dazugeben. Nun die grünen Chilis dazugeben und 1 Minute unter Rühren mitdünsten. Die Cashewnüsse und Kokosflocken zufügen und 1 weitere Minute rühren. Kurkuma-Pulver und gemahlene Linsen unter Rühren dazugeben. Dann den abgetropften Puffreis zusammen mit Salz dazugeben und alles gut mischen. Vom Herd nehmen und mit gehackten Korianderblättern garnieren. Der Puffreis passt ideal zu einer Tasse Tee oder/und einer gedünsteten Banane.

Eine kulinarische Reise durch Indien



Exotisches Reise- und Kochvergnügen: Biryani, Paneer, Dhal, Murg, Paratha ... all diese Köstlichkeiten und noch viele mehr sind Bestandteil der indischen Küche. Indien ist ein buntes, facettenreiches Land, was sich auch in seiner Küche widerspiegelt. Hier spielen die Aromen und Gewürze eine ganz wichtige Rolle. In Indien steht das Kochen an oberster Stelle; es kommen Freunde und Familie zusammen, und das gemeinsame Essen

wird zelebriert. Dieses Buch bringt eine Ahnung vom indischen Lebensgefühl nach Deutschland. Es vermittelt neben der kulinarischen Vielfalt auch Wissenswertes zu Land, Leuten und Bräuchen. Für Freunde exotischer Genüsse enthält das Buch circa 100 Rezepte für die Alltags- und auch die Festküche, für vegetarische, vegane wie fleischliche Kost mit beliebten Gewürzen, Würzmischungen und Ölen. Und wie der Verlag versichert, sind alle Zutaten in Deutschland erhältlich. Ergänzt wird das Angebot mit zahlreichen Informationen zu Kultur, Traditionen und Bräuchen.

Kochen und genießen auf Indisch

Prinzipiell verwendet man in der indischen Küche wie bei uns Pfannen, Töpfe usw. Ein wichtiges Utensil jedoch ist der »Kadai« (auch Kadhai), eine Kochschüssel in halbrunder, bauchiger Form mit zwei Henkeln. Diese verwendet man in der kleineren Variante (Durchmesser etwa 22 cm) zum Frittieren kleinerer Stücke. Kadais mit bis zu 1 Meter Durchmesser oder mehr nutzt man für das Frittieren und Kochen größerer bis sehr großer Mengen und Stücke. Dieser »Kadai« hat gegenüber Kochtöpfen mit flachem Boden den Vorteil, dass sich Schwebstoffe und Kleinteile, die beim Rösten und Frittieren entstehen, ganz unten in der Mitte des »Kadai« sammeln und das Koch- oder Frittiergut ohne diesen lästigen Bodensatz entnommen werden kann. Diese Kadais sind meistens aus Gussaluminium oder Gusseisen, aber es gibt sie auch aus Edelstahl mit Antihafschicht. Voraussetzung für ihre Verwendung ist ein Gasherd oder ein offenes Feuer. Will man indisch kochen, braucht man noch einen Idli-Dämpfer und einen Puttu-Dämpfer (Puttu Kudam). Ebenso wichtig zur Herstellung von Uttapam (siehe 124) und Parathas (siehe Seite 126, 127), beides die indische Antwort auf Pfannkuchen, ist eine »Tawa«. Das ist eine schwere und randlose Eisenpfanne. Zu kaufen gibt es sie beim »Inder nebenan« oder im Internethandel. Traditionell haben diese Pfannen einen ganz leicht gerundeten Boden, da sie auf offenen Feuerstellen und später auf der Gasflamme verwendet wurden, aber es gibt sie auch für Elektroherde.

MURGH MAKHANI HÜHNCHEN-CURRY

- ZUTATEN**
 3 mittelgroße Zwiebeln
 4 Knoblauchzehen
 1 TL Ingwer (optional)
 3 EL Butterfett (Ghee)
 2 EL frisch gehackter Koriander oder Salbei
 1,5 TL Kurkuma
 1,5 TL Garam Masala
 3 TL Salz
 1 TL Chilipulver oder gehackte Schoten (optional)
 1 kg junges, zerteiltes Huhn
 3 große Tomaten
 2 EL Joghurt

Zwiebeln, Knoblauch und Ingwer fein hacken. Das Butterfett in einem großen Topf erhitzen und darin die Zwiebelmischung einige Minuten leicht anbraten. Dann die Kräuter, Kurkuma, Garam Masala, Salz und das Chilipulver dazugeben. Dabei gut umrühren und dann etwas länger ziehen lassen. Dann die gut gewaschenen Hühnerstücke dazugeben und alles einige Minuten braten. Schließlich den Topf mit einem Deckel abdecken und den Inhalt 1 bis 2 Stunden garen. Wenn das Curry zu trocken ist, ab und zu etwas heißes Wasser dazugeben.

Danach die geschnittenen Tomaten und Joghurt zufügen. Das Curry gut umrühren und weitere 20 Minuten köcheln. Wenn zu viel Soße vorhanden ist, die letzten 20 Minuten ohne Deckel kochen. Das Hühnercurry kann 1 Stunde gut abgedeckt in einem Ofen bei schwacher Hitze warmgehalten werden. Es schmeckt hervorragend zu Gemüse-Reis und anderen Gemüsegerichten.

Hendrik Wiethase: Eine kulinarische Reise durch Indien
 160 Seiten, gebunden
 18,00 EUR
 ISBN: 978-3-89798-623-7
 Erschienen im Buchverlag für die Frau

Solidarisch denken: nd verschenken!

Jetzt Bestellen!

Jetzt Bestellen!



3 Monate für nur 45 €

- Digital: Täglich mit **nd APP** und **nd E-PAPER**
- Gedruckt: Jeden Samstag **nd DIE WOCHE** im Briefkasten
- 3 x **OXI** – Wirtschaft anders denken

Als Dank erhalten Sie 250g Soli-Röstkaffee der Frauenkooperative Arolma.

nd

Jetzt Bestellen!

ndSHOP

Bestellcoupon

Schneller bestellen: www.nd-shop.de

Menge	Titel	Euro

Ich bestelle die nebenstehend vermerkten Titel. Die Verpackungs- und Versandkosten betragen für ein Buch 3 € und ab 2 Büchern 4,50 €. Auslandsversand auf Anfrage.

Die Lieferung erfolgt gegen Rechnung, zahlbar innerhalb von 14 Tagen.

Name _____

Vorname _____

Straße, Hausnummer _____

PLZ, Ort _____

Tel. für Rückfragen _____

Datum, Unterschrift _____

Ich ermächtige Neues Deutschland Druckerei und Verlag GmbH, Zahlungen von meinem Konto mittels Lastschrift einzuziehen. Zugleich weise ich mein Kreditinstitut an, die von Neues Deutschland auf mein Konto gezogenen Lastschriften einzulösen. Die Mandatsnummer wird separat mitgeteilt. Ich kann innerhalb von acht Wochen, beginnend mit dem Belastungsdatum, die Erstattung des belasteten Betrages verlangen. Es gelten dabei die mit meinem Kreditinstitut vereinbarten Bedingungen.

Die Bankverbindung liegt vor und darf für SEPA-Basis-Lastschriften genutzt werden.

Kreditinstitut (Name und BIC) _____

IBAN _____

Datum, Unterschrift _____

Coupon bitte einsenden an:
neues deutschland, nd-Shop
Franz-Mehring-Platz 1, 10243 Berlin, E-Mail:
shop@nd-online.de, Tel.: (030) 29 78 - 17 77, - 16 54



Impressum

Beilage »Sinnvoll schenken«

Redaktion: Christof Meueler, Karlen Vesper, Heidi Diehl, Eva Schmid
Layout: Olaf Koppe
Anzeigenverkauf: 030-2978-1611
Telefon: anzeigen@nd-online.de
E-Mail: neues deutschland
Anschrift: Druckerei und Verlag GmbH
 Franz-Mehring-Platz 1
 10243 Berlin